

7 Auswirkungen der wissenschaftlichen Weiterbildung

In diesem Kapitel soll festgestellt werden, wie mit der Familienphase des ‚empty-nest‘ die veränderten objektiven Gegebenheiten in der Familie und das wissenschaftliche Weiterbildungsangebot mit den subjektiven Handlungsbeiträgen der befragten Frauen interagieren. Die Auswirkungen der weiterbildenden Studiengänge auf die Handlungsorientierungen und die Handlungsspielräume der befragten Frauen in den verschiedenen Lebensbereichen Universität, Beruf, Ehrenamt und Familie werden untersucht. Vor allem wird nach den Erlebnis- und Erfahrungsverläufen und den Handlungsspielräumen gesucht, die sich aus der Teilnahme an den wissenschaftlichen Weiterbildungsangeboten ergeben.

7.1 Bildungsorientierungen und Handlungsräume

Eine erste Auswertung der vorhandenen Interviewdaten unterstützte die zu Beginn aufgestellte These, dass die an den weiterbildenden Studiengängen teilnehmenden Frauen durch ihre Studientätigkeit einem Prozess der Vergesellschaftung ausgesetzt werden. Um die These der Vergesellschaftung über die weiterbildenden Studiengänge zu überprüfen, sind die von Kohli et al. (1993: 39) genannten Dimensionen der Vergesellschaftung für nachberufliche Tätigkeiten in modifizierter Form für die hier vorgelegte Untersuchung verwendet worden. Als Dimensionen der Vergesellschaftung werden ausgewertet: zeitliche Strukturierung des Alltags, biographische Kontinuität, Zuweisung eines gesellschaftlichen Ortes, Kompetenzentfaltung und Identitätskonstruktion, subjektives Gesundheitsempfinden, soziale Interaktionen, biographische Verarbeitung und Planung. Über diese sieben Dimensionen werden Aussagen zur Reichweite der Vergesellschaftung erwartet. Interessant für diese Untersuchung sind nicht nur die während des Studiums feststellbaren Veränderungen im Handeln und Denken, sondern auch die geplanten Formen der Vergesellschaftung nach dem Studium.

7.1.1 Zeitliche Strukturierung des Alltags

Da die beiden wissenschaftlichen Weiterbildungsangebote der Universitäten ein relativ offenes Curriculum mit nur wenigen festen Strukturelementen bieten, können die Teilnehmerinnen ihren Studienablauf weitgehend eigenständig organisieren. Bei einer mehrheitlichen Stundenzahl von zehn bis zwanzig Wochenstunden in der Universität ergeben sich

vielseitige Kombinationsmöglichkeiten. Strukturbildend für die zeitliche Organisation sind besonders in den ersten Semestern die Ansprüche der Familie. Die Vereinbarkeitsproblematik, die bereits in der Berufsphase erschwerend erlebt wurde, findet sich auch hier wieder. Das gilt besonders für Familien, in denen noch nicht alle Kinder das Haus verlassen haben, oder der Ehemann in einer selbständigen Berufsposition die Verfügbarkeit seiner Ehefrau weiterhin voraussetzt.

„Ich habe gesagt, willst du die Uni mal sehen, willst du mal mitkommen? Interessierte sie nicht. Es interessierte nur, wenn das Essen nicht pünktlich auf dem Tisch stand und wenn ein Hemd nicht gebügelt war, oder eine Hose nicht gewaschen. (...). Und da bin ich dann oft hier so gerade so abgehetzt angekommen oder habe vorgeplant. Ja, ich habe gerade so in den ersten beiden Semestern einen unheimlichen geistigen und körperlichen Aufwand, einen organisatorischen Aufwand gehabt, um das zu regeln, doch zu gehen, auch oft mit einem schlechten Gewissen (...). Ich mach es zwar immer noch so, dass ich meine Seminare um 12 Uhr enden lasse, dass ich nach Hause fahre und dann gekocht habe, wenn sie kommen. (...) Ich hab so viele Termine, die ich meinetwegen ab vier Uhr dann legen kann, so dass ich auch mit ruhigem Gewissen in einem Seminar sitzen kann und mich konzentrieren kann, ohne zu sagen, was läuft denn nun wieder schief“ (Hanna Reich 1.14: 10-58).

Wie zum Beispiel dem Zitat von Hanna Reich deutlich zu entnehmen ist, ist das Interesse der Familie am mütterlichen Studium zunächst nicht besonders hoch. Der weiterbildende Studiengang wird grundsätzlich als ein ‚persönliches‘ Vergnügen der Hausfrau eingestuft. Für die Familienangehörigen, aber anfangs auch für die Mütter, haben die familiären Bedürfnisse und die Erfüllung der hausfraulichen Pflichten deshalb deutlich Vorrang:

„Ich sehe zu, dass ich meine anderen Pflichten gut genug erledigt kriege, dass ihr nicht zu sehr leiden müsst darunter, und ich strample mich auch ganz schön ab dafür. (...) Wenn ich mich mal beklage, wieviel Arbeit ich hab, dann ist die Rede meines Mannes, dass er sagt: also, ich will keine Klagen hören. Das ist deine freiwillige Entscheidung, du musst da ja nicht hingehen, ne?“ (Heike Roland 3.39: 30-34; 40: 7-12).

Ein Klagen über zuviel Hausarbeit und damit über zuwenig freie Zeit für das Studium wird in mehreren Familien als störend empfunden. Auch die Kinder sehen sich im Nachteil, wenn sie sich an der Hausarbeit beteiligen sollen. Sie sind nicht sonderlich bereit, ihre Mutter über die Entlastung von Hausarbeiten bei ihren Studienbemühungen zu unterstützen. Sie unterschätzen die anfallenden Hausarbeiten und überschätzen den Anteil ihrer Leistungen:

„Wenn ich meinem Jüngsten sage, dass er gefälligst an der Familienarbeit einen Anteil übernehmen soll, dass er jetzt mal staubsaugt, dann sagt er: sag mal, äh - willst du eigentlich gar nichts mehr machen? Er glaubt dann, wenn er einmal staubsaugt, dass er mir die ganze Arbeit abnimmt, und sieht gar nicht, was für Arbeit noch zu leisten ist“ (Heike Roland 3.42: 41-60).

Die Folge dieses Familienverhaltens sind erst einmal Abstriche bei dem zeitlichen Aufwand für den Studiengang. Doch ändert sich dieses fürsorgliche Verhalten nach und nach. Die eigenen Bedürfnisse und die Anforderungen des Studienganges rücken allmählich in den Vordergrund und führen schließlich zu der Feststellung, dass die Familienangehörigen selber sehen müssen, wie sie zurecht kommen, wenn Studientermine anfallen:

„Ich habe das erste Semester also nur ganz, ganz, ganz sparsam hier verbracht – weil ich mir nicht zutraute, meine Familie allein zu lassen. Wirklich, das war ja wirklich ein ganz weiter Schritt in die Stadt zu fahren und zu sagen, ich bin fünf, sechs Stunden oder noch länger nicht da. Da hab ich mich sehr schwer getan. (.....) Und ja, also nach dem zweiten Semester, als ich dann mir also auch den Raum nahm, geregelter hierhin zu kommen, und wirklich sagte: da musst du hin und das brauchst du für dich, und die müssen sehen, wie sie klar kommen“ (Lore Affeld 4.15: 40-55).

Mit dem Gewinn an Erfahrung und dem vorhandenen Organisationstalent wird es den Studienteilnehmerinnen zunehmend möglich, einen ausgewogenen Zeitplan sowohl im Studienbereich als auch im privaten Bereich aufzustellen. Der Wunsch nach ausgewogenen Pflicht- und eigenen Interessenanteilen im Studium, aber auch der Wunsch nach einem ausgewogenen Verhältnis von Anspannung an den Studientagen und Entspannung an Tagen mit zeitlichen Freiräumen wird durch eine überlegte Zeitstrukturierung realisiert, so dass ein beherrschendes Gefühl von Gehetzsein und zu starkem Druck vermieden wird:

„Wenn ich so ein Semester beginne, dann guck ich mir ganz genau an, was will ich selber, und was brauch ich für mein Studium und guck mir auch die Zeiten an. Ich guck inzwischen so, dass ich so komprimiert an zwei, drei Tagen abhake, was ich brauche und was ich will und mir zwei Tage Freiraum schaffe. (...) Ich merke, dass das viele Arbeiten und die Entspannungstage dazwischen eine gute Kombination ist für mich. Dass ich dann wieder die Ruhe hab, darüber nachzudenken, was hast du gemacht, was musst du machen, und also nicht so ständig auf Trab bin und in Hetze bin“ (Lore Affeld 4.34: 4-37).

Im Vergleich mit den jüngeren Studentinnen und Studenten macht Hilde Wolf die Erfahrung, dass sie zielstrebig und planvoller ihr Studium organisiert. Sie glaubt dafür zwei Gründe zu erkennen, einerseits sieht sie sich als Mutter durch die vielfältig an sie gestellten Ansprüche im Organisieren trainiert, andererseits geht sie in ihrem Alter bewusster mit ihrer Zeit um:

“Ja, das sehe ich bei den Jüngeren auch, dass die noch etwas ziel- und planlos durch die Gegend laufen. Wir haben das eigentlich ganz gut im Griff, muss ich sagen. (...) Ich weiß nicht woher es kommt, ob die Mütter so gut organisieren können, vom Haushalt her noch. Jedenfalls sind wir eigentlich ganz flott, jedenfalls die Frauen, die ich hier so kenne, die noch weiter machen. Also, wir verplempern eigentlich die Zeit nicht so, wie man es so von den jüngeren Studentinnen und Studenten erlebt“ (Hilde Wolf 1.23: 8-23).

Die erfolgreiche Integration des weiterbildenden Studiums in ihren Alltag ist allen befragten Frauen gelungen. Während anfangs die Familienerwartungen den Studienzeitplan strukturiert haben, sind mit zunehmender Studiendauer die Studienanforderungen und die eigenen Studieninteressen bedeutender geworden für die zeitliche Strukturierung des Studienplanes und ihres Familienalltags. Die Möglichkeit einer relativ individuellen Studiengestaltung kommt den befragten Frauen in ihrer Übergangssituation sehr entgegen, so dass sie mit Hilfe ihres organisatorischen Talents den anfänglichen Vereinbarungsstress allmählich abbauen konnten. Die meisten befragten Frauen sind entschlossen, sich einem beherrschenden Zwang durch das weiterbildende Studium zu entziehen, gleichzeitig aber auch die gewonnene Zeit zielstrebig für das Erreichen der Studienziele zu nutzen.

7.1.2 Biographische Kontinuität

Aus der Darstellung der Daten zur Bildungsorientierung der befragten Frauen vor dem Beginn des weiterbildenden Studiums (Kap. 5.4 und 6.1.3) ist ersichtlich, dass alle befragten Frauen seit der Kindheit ein hohes Bildungsinteresse verfolgen. Aus finanziellen und normativen Gründen sind sie jedoch bei der Realisierung einer weiterführenden Schulbildung in der Jugend gescheitert. ‚Höhere Bildung‘ ist für sie ein Traum geblieben, den sie ihren Kindern ermöglichen. Dafür haben sie in der Familie für ein gutes Bildungsklima gesorgt. Eigene Bildungsbemühungen sind während der aktiven Familienphase durch den Familienanspruch auf ihre Verfügbarkeit begrenzt und reichen über den Besuch von einzelnen Bildungsveranstaltungen nur selten hinaus. In der ‚empty-nest‘-Phase wird der Einstieg in die weiterbildenden Studiengänge zu einem bildungsorientierten Handlungsprogramm, das verspätet der biographischen Kontinuität folgt:

„Ich hatte immer das Gefühl, weil wir damals nicht zur Schule durften, dieses nicht Dürfen erlebt zu haben. Und das saß mir immer im Genick, dass ich da was versäumt hatte, was ich für mich irgend wann noch einmal realisieren wollte“ (Hanna Reich 2.12: 35-41)

Neben einem frühen und fortlaufenden Bildungsinteresse bieten auch die ehemaligen beruflichen Tätigkeiten und die Erfahrungen aus dem primären Bereich der Familie und Nachbarschaft biographische Anknüpfungspunkte für eine Orientierung und Ausrichtung in den weiterbildenden Studiengängen. Bei Studienbeginn knüpft Hilde Wolf bei der inhaltlichen Gestaltung des weiterbildenden Studienganges an berufliche Erfahrungen an. Sie sieht in den Frauenstudien eine „Art“ berufliche Weiter- oder Fortbildung, um nach

den Jahren der beruflichen Abstinenz aktualisierte berufliche Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben:

„Und da hab ich alle Fächer belegt, wo ich dachte, die könnten für meinen Beruf nützlich sein. Weil mir ja viel an Berufserfahrung auch fehlte, dachte ich, ich müsste so was dagegen setzen, dass ich eben eine Art Weiter- oder Fortbildung mache, die meinen Beruf oder Berufsausbildung wieder so ein bisschen auf den neuesten heutigen Stand bringt“ (Hilde Wolf 1.5: 46-53).

Im nachfolgenden Interviewausschnitt bietet die ehemalige Berufstätigkeit insofern den Bezugsrahmen, dass sie als Hintergrundfolie herangezogen wird für ein Studium, das als ein Kontrastprogramm zur früheren Berufsausbildung und –ausübung angelegt ist:

„Was neu war, so die soziologischen Einblicke, Gruppendynamik, soziales Verhalten, ja, das war für mich Neuland, weil ich ja vorher auf reinem naturwissenschaftlichem Gebiet tätig war“ (Gerda Niklas 10.16: 1-4).

Deutlich ist im Interview von Anne Saring ein Wandel in der Übernahme von Deutungsmustern bei der Wahl der Studenausrichtung zu erkennen. Anfangs liegt das Deutungsmuster für ein sinnvolles Studium im primären Bereich der Familie und Nachbarschaft, an das sie anknüpft. Der Gartennachbar mit seinen giftigen Pflanzenschutzmethoden wird zur Zielperson für die Anwendung des neuen Wissens. Doch im Laufe der Studienzzeit wird die Enge des familiär-nachbarschaftlichen Raumes verlassen, und es erfolgt eine Hinwendung zu dem größeren Kreis der erfahrenen Berufswelt. Das Abfallproblem aus dem Krankenhaus, das über das Studium bewusst wird, wird zu einer Grundlage für den Erwerb und die Verwertung des neuen Umwelt-Wissens im Krankenhausbetrieb:

Hatt' ich dann gedacht, ach, du hast Ahnung vom Krankenhausbetrieb, und hast dich aber auch nie darum gekümmert als Schwester. Du hast furchtbar viel Abfall produziert, und wo das geblieben ist, da hab ich mir keine Gedanken darüber gemacht. Und da hab' ich gedacht: Mensch, das würde jetzt reinpassen, dass du das mal aufrollst: wo bleibt denn der ganze Abfall im Krankenhaus, den alle ständig da hinterlassen?“ (Anne Saring 6.31: 41-49).

Lore Affeld bezieht sich in ihren Überlegungen für die Ausrichtung ihres Studiums auch auf die beruflichen Erfahrungen, obwohl sie sich entschieden vorgenommen hatte, den Beruf einer Erzieherin „abzuhaken“. Es erfolgt ein Umdenken. Sie formt sich ein neues Selbstbild und stellt in ihrer neuen Situation fest, dass sie selber, wenn die damaligen Verhältnisse und die defizitäre Ausbildung berücksichtigt werden, als Erzieherin gar nicht „so schlecht“ gewesen war:

„Ich bin dann wieder zu dem Punkt gekommen, ich habe diese Grundausbildung in der Pädagogik gehabt. Ich war doch vielleicht gar nicht so schlecht wie ich immer gedacht hab. Warum solltest du da nicht einfach weiter machen? (.....) Dann willst du auch die Theorie, die Hintergründe, das Wissenschaftliche, die wissenschaftlichen

Erkenntnisse – alles wissen. Dann brauchst du auch diese Sachen, die man sich anhören muss“ (Lore Affeld 4.17: 1-32).

Sie glaubt nun, dass sich ein Ausbau des Berufs für sie lohnt. Dafür will sie das schmerzhaft empfundene theoretische Defizit aus der Berufsausbildung über das wissenschaftliche Weiterbildungsangebot ausgleichen. Dieser Qualifizierungswunsch an die ‚Frauenstudien‘ für eine theoretisch fundiertere Berufsausübung mündet in dem noch anspruchsvolleren Wunsch nach einer anerkannten Qualifizierung. Zielstrebig arbeitet sie auf die mögliche Einstufungsprüfung für ein Pädagogik-Vollstudium hin, von dem sie erwartet, dass es den Wunsch nach Wissenserweiterung noch breiter und gründlicher erfüllt:

„Es war eigentlich klar für mich, als ich von dieser Einstiegsprüfung hörte, das machst du. Das war das eigentlich, warum ich das Frauenstudium dann weiter gemacht habe, dass ich zielstrebig auf diesen Punkt hin wollte. Wenn ich die dann abgeschlossen hatte, dann wollte ich weiter studieren“ (Lore Affeld 4.16: 16-38).

Neben dem Ausgleich des beruflich theoretischen Defizits strebt Lore Affeld auch den Ausgleich der fehlenden Allgemeinbildung an. Sie stellt fest, dass sie vieles versäumt hat und von zu vielen Angeboten ausgeschlossen war:

„Als ich dann an die Uni kam, war ich fasziniert. Es hat mich wirklich fasziniert, was ich hier für Angebote kriegte, das hat mich überwältigt“ (Lore Affeld 4.16: 1-5). „Es ist alles spannend, was ich mir angehört habe, ich wusste vieles nicht, und ich wollte vieles wissen (...). Da sind eben so viele Sachen an mir vorbei gegangen“ (Lore Affeld 4.17: 33-45).

Mit großer Bildungsbereitschaft, treffender ist der Begriff ‚Bildungshunger‘, ‚stürzt‘ sich Lore Affeld nach einer Zeit des Mangels an Entfaltungsmöglichkeiten auf die Bildungsangebote.

7.1.3 Zuweisung eines gesellschaftlichen Ortes

Das weiterbildende Studium bindet die befragten Frauen an die Universität. Die Universität wird zu einem zugewiesenen Ort, in den sich die befragten Frauen eingewöhnen müssen, den sie nutzen und in dem sie sich bewähren können. Die Hemmungen, die beim Eintritt in die hoch angesehene Bildungseinrichtung Universität auftreten, müssen im Hinblick auf künftige Studienerfolge erst einmal abgebaut werden. Während Anne Saring sich anfangs fremd vorkommt, von der Universität beeindruckt ist, das unbekümmerte Verhalten der Studenten bestaunt und sich erst einmal abgrenzt, stellt sie nach einiger Zeit fest, dass dieses Verhalten seine Vorteile hat und übernommen werden kann:

„Und dann aber das erste Mal in den Hörsaal. Das war schon für mich ein bisschen Überwindung, das kannte ich nicht. Da liefen dann alle durch die großen Tore, und man lief da mit. Und dann da suchen, wo ist nun dein Raum. Also, es war ganz schön. Ja und dann die Vorlesungen hab ich als ganz schön empfunden und wunderte mich nur, wie die jungen Menschen das so fertig brachten, einfach was zu fragen, durch den ganzen Hörsaal an den Professor eine Frage zu stellen. Also da hab‘ ich gedacht: das machst du nicht! Dann kamen aber auch die Seminare, die wir machen mussten, um diesen qualifizierten Schein zu bekommen. Und dann musste ich halt auch mal was fragen; (.....) und siehe da – es ging dann doch“ (Anne Saring 6.30: 28-50).

Trotz dieser positiven Erfahrungen bleibt ein Rest von Unsicherheit erhalten und der Wert früher Erfahrungen und Sozialisation wird hervorgehoben. Auch wenn diese späte Bildungschance als ein „wunderbares“ Angebot gelobt wird, so ist Anne Saring doch der Meinung, dass die Versäumnisse aus der Jugendzeit nicht völlig ausgeglichen werden können. Nachdem zum Studienbeginn ein schüchternes Verhalten praktiziert wurde, wird die Fähigkeit, sich an den Veranstaltungen zunehmend beteiligen zu können, positiv erlebt. Allerdings wird diese positive Erfahrung als nicht neu identifiziert, denn Anne Saring war in ihrer beruflichen Umwelt schon immer aufgeschlossen und zugänglich:

„Also ein bisschen unsicher war ich da schon. Ich denke auch, diese Bildungschancen im Nachhinein sind wunderbar. Aber diese Sicherheit, die erworbene Bildung der Jugend, die kriegt man nicht mehr. Und also hab ich das als sehr anregend erlebt, dass ich vor fremden Menschen aus mir raus gehe. Im Grunde ist das aber Quatsch. Auf den Stationen musste ich Schüler anleiten. Ich habe immer mit fremden Menschen gesprochen. Aber in so einem großen Kreis eben nicht“ (Anne Saring 6.31: 10-23).

Es kommen Zweifel anfangs auf, ob die Universität der richtig gewählte Ort ist. Beim Eintritt in einen wissenschaftlichen Lehrbetrieb, der vor allem auf junge Studenten in einer frühen Lebensphase ausgerichtet ist, bekommt die Altersthematik in mehreren Interviews eine starke Relevanz. Während die jungen StudentInnen überwiegend aus dem Schulbetrieb kommen und über eine aktuelle Bewertung ihrer Leistungsfähigkeit verfügen, wissen die Frauen als ‚Spätstudierende‘ nicht, ob ihre Fähigkeiten für den weiterbildenden Studiengang ausreichen. Die Bewertung, die Helga Rahming durch ihre Kinder in der Familie erfährt, bietet keine geeignete Grundlage für ein selbstbewusstes Auftreten in der Universität:

„Meine Töchter (...) haben mich immer sehr belächelt: na Mamma, was macht die schon hier zu Hause“ (Helga Rahming 7.5: 26-29).

Die Unsicherheit in einer späteren mittleren Lebensphase, ob die an sie gestellten Erwartungen erfüllt werden können, die Furcht vor dem eigenen Versagen aber auch vor Verletzungen durch die jüngeren Studenten und Dozenten müssen bewältigt werden. Mit Erleichterung wird die Akzeptanz durch die Studenten und die Dozenten erlebt:

„Es ist nicht so einfach, jetzt in den Unibetrieb rein zu gehen. Noch dazu in unserm Alter, wo ich nicht wusste: Mensch, packt man das, dieses konzentrierte Lernen? Bist du noch so aufnahmefähig? Und vor allem, (...) wirst du nicht als alte Frau behandelt - alte Frau in Anführungsstrichen natürlich? Und da muss ich sagen, hab ich sehr gute Erfahrungen gemacht. Die Studenten, die bewunderten und respektierten uns sehr. Und dann die Dozenten, mit denen wir es zu tun hatten, die waren zum großen Teil begeistert von uns. Wir waren sehr viel mehr aufnahmebereiter, gewitzter in unseren Fragen. Wir nahmen viel mehr teil und nahmen viel bewusster auf. Ist uns auch gesagt worden: wir waren zuverlässig, wir haben mitgearbeitet, ja waren neugierig (Irmgard Heise 9.14: 3-42).

Auch die negativ formulierte Bewertung durch die mitstudierenden jungen Studenten „seid ihr blöd“ wird von Helga Rahming als positive Bewertung gedeutet, bestätigt sie doch den außerordentlichen Fleiß und die Mitarbeit der Teilnehmerin aus dem weiterbildenden Studiengang und damit die Studierfähigkeit, die zur Teilnahme am Universitätsbetrieb berechtigt:

„Ich weiß, dass unsere Gruppe mit einem solchen Eifer dabei war, dass die so intensiv mitgearbeitet haben, wie kaum die Vollstudenten. Ich hab mehrmals erlebt, wie die gesagt haben: was denn, diesen Vortrag, den habt ihr zu Hause erarbeitet? Und alles nur freiwillig? Seid ihr blöd? hat eine mal zu mir gesagt, als ich einen sechzehn Seiten langen Vortrag ausgearbeitet hatte. Was denn, und freiwillig, seid ihr blöd?“ (Helga Rahming 7.4: 10-23).

Die positive Bewertung, die Anne Saring erfahren hat, macht selbstbewusst und mutig, auch schwierige Studiensituationen anzugehen und sich in dem ‚zugewiesenen‘ Ort ihrer Wahl, der Universität, zufriedenstellend einzurichten. Auf eine Teilnahme an Fächern mit Zulassungsbeschränkung haben die Teilnehmerinnen des wissenschaftlichen Weiterbildungsangebotes kein Anrecht. Diese ‚Räume‘ sind ihnen verschlossen. Um so größer wird der Erfolg bewertet, wenn die Zulassung für die aus Interesse gewählten Lehrveranstaltungen trotzdem erlangt wird. Anerkannt und nicht nur geduldet, sondern teilweise sogar erwünscht zu sein, bestätigt Anne Saring in ihrer Rolle als Studentin am rechten Ort:

„Sofern die Veranstaltung unterm NC stand, bin ich zu dem Professor gegangen und habe gefragt, ob ich bei ihm hören darf. Und es hat nie einer gesagt: nein. Die haben dann natürlich gefragt: ja, was sind Sie denn? Na, manche wussten nicht einmal, dass es diesen Studiengang gibt. Aber das konnte man ja dann erklären, so dass das ganz gut gelaufen ist. Also, ich hab von den Professoren nicht den Eindruck, dass sie uns nicht wollten. Waren auch sehr hilfsbereit und haben Fragen beantwortet. Hab‘ ich gute Erfahrungen gemacht. Es gibt das auch, dass ein Professor uns begrüßt und sich freut, dass wir da sind, weiß, dass wir einen anderen Ausbildungsgang hatten, und vielleicht gar nicht verstehen, was er da erzählt, und sagt, wenn Sie was nicht verstehen, fragen Sie doch bitte nach, oder meine Assistentin gibt Ihnen nachher Auskunft“ (Anne Saring 6.44: 1-56).

Ganz anders sieht es aus, wenn Anne Saring von dem Dozenten für den praktischen Teil vermutlich wegen einer Überlast abgelehnt wird. Die Veranstaltung wird insgesamt zu ei-

ner ‚ungeliebten‘ Veranstaltung deklassiert, für die sich auch im theoretischen Teil der Veranstaltung eine Mitarbeit nicht lohnt, obwohl gerade in diesem Fach verwendbare Vorkenntnisse aus dem Beruf und Interesse vorhanden sind. Die Einteilung in zwei ‚Klassen‘, in „seine Studenten“ und in die anderen aus dem weiterbildenden Studiengang wird sehr übel genommen und demotiviert.

„Was ich nicht genossen habe, war die Mikrobiologie. Da durften wir praktische Arbeiten nicht mitmachen. Der zuständige Professor wollte das nicht, der hat gesagt, das ist für seine Studenten. Und dann mussten wir die theoretische Vorlesung dieser Mikrobiologie wahrnehmen. Und das hat mir -, obwohl ich durch meinen Beruf ein bisschen Ahnung davon habe, trotzdem nicht so viel gegeben. Musste ich dann alles nachlesen. Ich hab gedacht, das machst du nicht!“ (Anne Saring 6.36: 4-28).

Gegen Zurücksetzungen ist Anne Saring hoch sensibilisiert. Neben der Akzeptanz durch die jungen Mitstudierenden und die Dozenten und neben der bewiesenen Studierfähigkeit beweist diese Protesthaltung und Widerständigkeit gegenüber erzwungenen Regeln die gelungene Integration in den gesellschaftlichen Ort der Universität.

7.1.4 Kompetenzentfaltung und Identitätsbildung

Die Universität ist *der* spezielle Ort, an die anspruchsvolle Kompetenzentfaltung als Auftrag vergeben ist; hierüber können dann von den Studierenden neue Identitäten konstruiert werden. Die feministische Ausrichtung bildet einen Schwerpunkt in den weiterbildenden ‚Frauenstudien‘ und verfehlt bei allen befragten Frauen aus den Frauenstudien nicht ihre Wirkung. Die feministische Perspektive in einem Literaturseminar bringt für Lore Affeld überraschende Einsichten und Erkenntnisse, die sie sehr bewegen und erregen:

„Hab dann in den Literaturwissenschaften ein Seminar besucht, bei einer Feministin, einer Frau, die über diese satirischen Frauen in der feministischen Literatur erzählte, und ich war ganz weg. Ich war ganz hin und her gerissen“ (Lore Affeld 4.16: 10-16).

Sehr lebendig wird die Auseinandersetzung mit feministischen Theorien von Hanna Reich beschrieben. Diese Auseinandersetzung wird als Schwerstarbeit definiert, weil sie zusätzlich Reflexionsarbeit herausfordert. Sie dient der Aufarbeitung der eigenen Erfahrungen und führt schließlich zu einer wütenden und empörten Infragestellung der geschlechtsspezifischen Rollenanforderungen:

„Als ich den ersten feministischen Text hier im Begleitseminar gelesen habe, - dann sollte ich dazu Thesen bilden. Da hab ich, glaub ich, sechs oder sieben Stunden dran gegessen (...). Das war anstrengender als ein Hausarbeitstag von morgens acht bis abends acht. Vor allen Dingen weil ich auch reflektiert habe, was ich mit mir hab ma-

chen lassen und was mit mir gemacht wurde. Die Wut, die da aufkam!“ (Hanna Reich 2.16: 25-34).

Nicht allein der starre Blick auf eine spätere sinnvolle Verwendung des angeeigneten Wissens scheint die Entscheidungen bezüglich der Gestaltung des Studiums zu beherrschen. Ein wichtiger, immer wieder anzutreffender Grundsatz bei der Auswahl der Wahlfächer ist der, dass sie auch Spaß machen sollen. Häufig tritt in den Interviews im Zusammenhang mit der Studienbeschreibung der Begriff „Spaß“ auf:

„Wenn ich zusätzlich was gemacht habe, dann hab ich mir das ausgesucht, weil es mir Spaß machte. Du willst ja auch Spaß haben“ (Helga Rahming 7.23: 17-20).

Auf Arbeit und Spaß ist auch das jährliche gemeinsame Treffen der verschiedenen Begleitseminare ausgelegt, deren Teilnehmerinnen untereinander sich teilweise nicht kennen, aber auf spielerische Art als Arbeitsgruppen zusammengeführt werden. Für Hanna Reich ist diese Form des spielerischen Lernens ein ‚Erlebnislernen‘, das jenseits von Zwang und Mühsal, Hektik und Aggressionen liegt. Sie erinnert diese Veranstaltung als sehr positiv:

„Es war ein traumhaft schöner Tag. Und wir kriegten also so -. Ich hatte eine Note und ‚ne andre einen Marienkäfer, und die fanden sich nachher als Gruppen zusammen und das waren die Arbeitsgruppen. Und als Arbeitsgruppe hat man sich dann was rausgesucht. Welche machten Collagen, welche tanzten, welche haben gebaut mit Wasser, Erde und Sträuchern. (...) Dann haben wir gegessen und hinterher wurden die einzelnen erarbeiteten Dinge vorgestellt und jeder hat erzählt, was er sich dabei vorgestellt hat und wie so die Träume waren. Es war eine ganz gelöste, heitere, entspannte Stimmung da, - ohne Hektik, ohne Aggressionen“ (Hanna Reich 2.41: 35-60).

Auch in dem qualifizierenden weiterbildenden Studiengang wird ein Anspruch auf Spaß formuliert. Hier liegt der Ausbildungsschwerpunkt bei den naturwissenschaftlichen Fächern. Ganz entgegen der häufigen Annahme, dass naturwissenschaftliche Ausbildungen von Frauen eher gemieden werden, machen den Teilnehmerinnen auch naturwissenschaftliche Fächer „Spaß“. Irmgard Heise interessiert sich im Umweltbereich für Gartenbau und nimmt sehr gern an Veranstaltungen zu diesem Thema teil.

„Besonderen Spaß haben mir die Seminare gemacht, die theoretisch so alles was mit Pflanzen, Pflanzenbestimmung im Garten zu tun hat. Dann natürlich Gartenbau, und zwar theoretisch, historisch“ (Irmgard Heise 9.15: 42-47).

Bei Evelyn Bartsch gilt das besondere Interesse den Ernährungswissenschaften. Es macht ihr „Spaß“, sich Fachwissen aneignen zu können, vor allem weil sie feststellt, dass sie erfolgreich an vorhandenes Wissen anknüpfen kann. Das durch die Anknüpfung an vorhandenes Wissen und Erfahrung vereinfachte Lernen wird offenbar mit Spaß vollzogen, während neue Lerninhalte – wie hier die Verbraucherpolitik - eher als interessant gelten:

„Was mir Spaß gemacht hat, das war eigentlich so das Fachliche mit der Ernährungslehre. Einfach – ich weiß schon einiges darüber, das fand ich ganz befriedigend. Ja, und Verbraucherpolitik, das fand ich auch interessant“ (Evelyn Bartsch 8.7: 28-32).

Der Wunsch nach einem vielfältigen Bildungsangebot ist bei den Teilnehmerinnen stark verbreitet. Nicht ein eng begrenztes „Schmalspurstudium“ wird von Gerda Niklas angestrebt. Erst über eine vielseitige Ausbildung glaubt sie, einen offenen Blickwinkel einnehmen und Zusammenhänge verstehen und einordnen zu können. Sie sucht nicht nur eine Ausbildung sondern Bildung als Grundlage für neu einzuschlagende Wege. Sie folgt damit dem neuhumanistischen Bildungsgedanken und sucht Allgemeinbildung:

„Es muss nicht so ein Schmalspurstudium sein, sondern es muss eine Bildung sein, die einem doch sehr viele Wege ermöglicht, viel Weitraum und sehr viel Überblick verschafft“ (Gerda Niklas 10.17: 33-35).

Besonders wichtig sind für Erika Hasper Selbstfindungsprozesse während des Studiums. Neben den erforderlichen Pflichtseminaren belegt sie zahlreiche Wahlveranstaltungen. Aus diesen anscheinend ungeordnet belegten Studienveranstaltungen wird jedoch ein Erkenntnisinteresse für die eigene Person deutlich sichtbar. Was sich als roter Faden durch die Studienbemühungen zieht, bezeichnet sie als „Biographiearbeit“:

„Ich habe kreuz und quer anscheinend Seminare belegt. Es dröseln sich aber ein roter Faden auf. Das hat immer mit mir selbst zu tun. Ich mach also Biographiearbeit. (...) Ich hab Seminare über Alter gemacht (...). Es waren ganz wertvolle Sachen dabei. Ich mache im Augenblick Institutions- und Organisationsberatung, und ich mach‘, was einen großen Raum einnimmt, diese Gesprächsführung. Das geht über vier Semester, das ist auch wichtig für den Abschluss“ (Erika Hasper 5.20: 28-57).

Auch bei Helga Rahming ist das Erkenntnisinteresse für die eigene Person sehr groß. Bei dem Bemühen, etwas über sich selbst in Studienveranstaltungen zu erfahren, stößt sie auf ein psychologisches Wochenendseminar, das sie aus Interesse und Begeisterung noch einmal wiederholt. Diese Veranstaltungen bieten ihr die Möglichkeit und den Anreiz, sich intensiv mit der eigenen Person zu befassen, um der Antwort auf die schwierige Frage: wer bin ich? etwas näher zu kommen:

„Wir konnten uns nebenher noch immer so Sachen aussuchen. (...) Dieses Wochenendseminar bei einem Psychologen, das hieß: wer bin ich? Das hat mir so gut gefallen, dass ich das im vierten Semester noch mal machte. Diese beiden Wochenendseminare haben in mir den Wunsch ausgelöst, immer weiter zu forschen: wer bin ich denn überhaupt? Wer verbirgt sich hinter mir? (Helga Rahming 7.9: 29-38).

Sehr häufig wird von den Teilnehmerinnen beider weiterbildenden Studiengänge ein großes Interesse für sozialwissenschaftliche Fächer vermerkt. Trotz eines großen Interesses

auch an vielen anderen Veranstaltungen aus anderen Bereichen haben sozialwissenschaftliche Veranstaltungen für Heike Roland den Vorrang:

„An psychologischen und neuerdings eben auch an soziologischen Veranstaltungen - und Pädagogik natürlich auch - nehme ich sehr gern teil, an theologischen auch. Also, mich interessiert eigentlich ganz viel. So Kreatives wird auch angeboten, aber das hab ich, weil es einfach zuviel würde, alles zu machen, das hab ich zugunsten der geisteswissenschaftlichen Dinge dann wieder gestrichen“ (Heike Roland 3.41: 44-60).

Als besonders anregend wird eine Veranstaltung erlebt, die Einblicke in die historischen Familien- und Wohnverhältnisse erlaubt. Hier kann offensichtlich erhellend ein Bezug zu dem heutigen Alltagsgeschehen hergestellt und die eigene Lebenssituation aus der historischen Perspektive reflektiert werden:

„Riesenspaß hat mir gemacht, das Seminar bei den Soziologen. Familie und Wohnbereich nannte sich das. Das ging dann darum, dass über Verhältnisse in früheren Zeiten gesprochen wurde. Das war also ganz toll (Anne Saring 6.36: 42-50).

Das Erkenntnisinteresse für die eigene Situation, für die vorgegebenen Strukturen, für die in den einzelnen Lebenswelten gemachten Erfahrungen ist groß. Als in diesem Sinne besonders ergiebig gelten die Veranstaltungen, die relativ offen gestaltet sind und breite Diskussionen zulassen. Auch wenn diese beliebten Seminare nicht angerechnet werden, so „gönnt“ sich Lore Affeld ausdrücklich diese Veranstaltungen in ihrem Studienplan:

„Ja, was ich am liebsten mache, das sind die psychologischen Seminare. Vor allem die Seminare, die nicht nach dem Schema F ablaufen: einer doziert oder vergibt Referate und Literatur, sondern, die so andere Ansprüche stellen. Selbstinitiative, sehr viel Diskussion, aber ja auch Abwechslung bieten. Die mach ich eigentlich am liebsten. Das sind meistens die, die ich nicht machen muss (lacht). Aber das mach ich eben auch. Ich gönne mir eben Sachen, die ich gerne mache“ (Lore Affeld 4.35: 1-17).

Auch Hilde Wolf sieht in dem Studiengang nach der aktiven Familienphase ein Privileg, das sie sich gönnt und das sie genießen will. Sie will sich dabei wohl fühlen und nicht überfordern. Sie will das Lernen heute in einer anderen Form praktizieren: einerseits in einer intensiven, vertiefenden Form, andererseits ohne allzu starken Leistungs- und Zeitdruck:

„Ich wollte mir schon Zeit lassen, langsam einsteigen. Ich möchte heut auch ganz anders lernen so, ja mit Genießen hat das auch was zu tun, weil – ich möchte nicht alles so runterrasseln und runterziehen. Das macht mich ganz nervös. Und da hab ich schon sehr drauf geachtet zu gucken, dass ich auch viele Sachen wieder streiche, aus den vielen Seminaren mir wirklich auch welche rauspicke und sage; ich möchte lieber genießen und intensiv machen (...)und mich noch wohl fühlen und nicht so kaputt“ (Hilde Wolf 1.14: 40-60).

„Ich lerne gern“ ist eine wichtige Sequenz in dem Interview von Gerda Niklas. Das Lernen macht sie zufrieden, ist für sie eine sinnvolle Tätigkeit. Sie vergleicht die Anhäufung

von Wissen mit dem Bau eines Hauses. So wie andere in einen Hausbau investieren, so verwendet sie ihr Wissen, ihre Bildung, um sich ein „geistiges Haus“ zu errichten. Das Lernen als das Ansammeln von „geistigem Baumaterial“ bereitet ihr Freude und Spaß und macht sie zufrieden. Dieses „geistige Haus“ soll vor allem ihrem persönlichen Wohlbefinden dienen:

„Für mich ist es wichtig, dass man soviel Bildung wie möglich anhäuft. Also, mir persönlich macht es auch Spaß. Ich lerne gerne. Mich befriedigt das, wenn ich was gelernt habe und sehe den Erfolg. Wie andre Leute für sich ein Haus bauen und sich darüber freuen, ist für mich das ein geistiges Haus. Da hab ich unheimlich viel Spaß dran“ (Gerda Niklas 10.17: 28-42).

Während die jungen StudentInnen überwiegend aus dem Bildungsbereich kommen und ihre Bildungsqualifikationen beurteilen können, fehlt den TeilnehmerInnen der beiden weiterbildenden Studiengänge eine Einstufungsmöglichkeit für ihre vorhandenen Kenntnisse und Fähigkeiten. Zusätzlich fehlt es beim Einstieg in die Universität aber auch an Selbstbewusstsein. Lore Affeld hat nicht gewusst, welche Fähigkeiten in ihr stecken. Sie weiß erst jetzt, dass sie etwas kann und noch mehr in ihr an Begabungen und Fähigkeiten steckt, die noch auszutesten sind:

„Eine Zeit lang habe ich überhaupt nicht gewusst, was ich kann. Aber ich weiß, dass ich was kann. Und meine Fähigkeiten habe ich noch nicht alle ausgetestet“ (Lore Affeld 4.32: 10-16).

Immerhin entspricht das weiterbildende Studienangebot in seinem Anspruch einem viersemestrigen Grundstudium. Die Studienanforderungen erfüllt und die Leistungen mit eigener Initiative verbunden zu haben, darin sieht Gerda Niklas ihre besonderen Kompetenzen und Leistungen:

„Du musstest ja richtig Scheine bringen. Du musst dich mit Professoren auseinandersetzen, musst sie ansprechen: kann ich einen Vortrag halten? Ein richtiges Studium, sagen wir mal, ein Studium in den ersten vier Semestern im Magisterstudium. Das musstest du durchaus bringen“ (Gerda Niklas 10.15: 45-50).

Da alle befragten Frauen das weiterbildende Studienziel demnächst erreichen werden oder bereits erreicht haben, bedeutet das weiterbildende Studium einen Gewinn und Nachweis von Kompetenzen. Nach zwei bis drei Studiensemestern stellen alle befragten Frauen für sich positive Veränderungen und Entwicklungen fest. Lore Affeld weiß erst jetzt, was ihr in der Praxis fehlte: theoretische Kenntnisse und Ausdauer im Lernen. Indem sie ihre damaligen Fähigkeiten stark herabsetzt, wertet sie ihre Studienerfolge besonders auf:

„Also, ich konnte im Grunde alles nicht. Ich konnte nicht logisch denken, ich kannte also auch keine Theorien, ich konnte mich schlecht konzentrieren, ich konnte wenig behalten, das war etwas, was mir ganz markant auffiel“ (Lore Affeld 4.32: 1-5).

Als einen wichtigen persönlichen Erfolg ihrer Studienbemühungen bezeichnet Lore Affeld die Fähigkeit, dass sie sich neue Bereiche erarbeiten kann, die für sie in weiter Ferne lagen. Sie kann nun über die Studienanforderungen und Studienzeit hinaus die erlernte wissenschaftliche Arbeitsform für sich nutzen, um Hintergründe zu beleuchten und Zusammenhänge zu erkennen, die sie interessieren. Diese Fähigkeit ist für sie der Beweis, dass sie „was kann“:

„Auch, dass ich also feststelle, dass ich ganz viele Bereiche mir neu erarbeite, die mich einfach interessieren, die ich vorher ja nur so mal angerissen habe, und so gehört und was gelesen habe, jetzt kann ich sie mir erarbeiten, jetzt kann ich also wirklich mir die Hintergründe beleuchten und Zusammenhänge erkennen und dann merk ich auch, dass ich was kann“ (Lore Affeld 4.18: 51-60).

Für Helga Rahming ist es bedeutend, dass sie neue Verhaltensmuster entwickelt hat, ihr Horizont wesentlich erweitert ist und sie „ganz anders im Leben steht“ und dass sie an Sicherheit gewonnen hat. Sie hat ihre Sprach- und Diskursfähigkeit verbessert und ist nun in der Lage, aus wenigen Stichworten einen Vortrag zu formulieren oder eine kleine Ausstellung anschaulich zu gestalten, was für sie auch in einer späteren Tätigkeit von Bedeutung sein könnte. Sie beobachtet ihre „ganz andere Ausdrucksweise“, die sie sich über ihre wissenschaftliche Arbeit erworben hat und ist stolz auf die Fähigkeit, auch schwierige Literatur lesen zu können und diese auch als Lektüre zu wählen:

„Der allgemeine Horizont hat sich entwickelt, so dass man also heute ganz anders im Leben steht. Gebracht hat das Studium eine ganze Menge Selbstsicherheit; gebracht hat es, dass ich eine ganz andere Ausdrucksweise habe, wenn ich einen Vortrag halten soll, den ich also heute ohne weiteres mit ein paar Stichworten über die verschiedensten Begebenheiten halten könnte. Früher wäre das ein Problem gewesen. Das haben wir ja auch trainiert. Ich könnte ohne weiteres also eine kleine Ausstellung aufziehen mit Bildern und Prospektmaterial und so weiter. Und gebracht hat es mir hauptsächlich, dass ich heute also Literatur, die mir früher Probleme bereitet hat, also ohne weiteres so spielend lesen kann, - eben auch lese“ (Helga Rahming 7.20: 41-59).

Mit der Aufzählung wesentlicher Leistungen aus dem Studienalltag versucht Lore Affeld den Nachweis für die Erfüllung der gestellten Studienanforderungen zu bringen. Die gute Vorbereitung dafür dient jedoch nicht nur dem reinen Wissenserwerb und damit der Kompetenzfaltung sondern auch der sorgfältigen Konstruktion eines positiven Selbstbildes. Ein Scheitern bei den Aufgaben würde sie nur „schwer verkraften“; denn dies würde vor allem ihr Selbstbild beschädigen:

„Hab Referate gemacht und so ein Projekt, hab ‘nen Vortrag ausgearbeitet und dann gehalten vor Publikum oder so im Seminar. (...) Ich glaub ich hab mich ganz gut vorbereitet dafür. Ich bin da nicht einfach reingesprungen, sondern ich hab mich schon sehr, sehr gut abgesichert, damit ich da nicht scheitere, denn ich glaub, das hätt‘ ich schwer verkraftet“ (Lore Affeld 4.18: 5-32).

Als eine positive Veränderungen durch die Studienzeit hebt auch Anne Saring die gewonnene Sicherheit und das gestiegene Selbstbewusstsein hervor. Dass sie nunmehr keine „Angst und Bange“ mehr vor dem angesehenen Universitätsbetrieb hat, ist ihr genau so wichtig wie die Erweiterung des Blickwinkels. Sie schaut mitleidig herab auf ihren eingengten Blick in der Berufsphase, in der nur ihre Patienten wichtig waren und keine Zeit für andere Probleme übrig war. Diese Blickwinkelerweiterung bezeichnet sie als eine „Riesenveränderung“:

„Ja, ich hab mich verändert. Ich trau mich jetzt, in einen großen Saal zu gehen, Hörsaal, ohne dass ich dann jetzt Angst und Bange habe. Ich hab einen andern Blickwinkel bekommen. Ich sehe die Umweltprobleme jetzt ganz anders. Hatte ich denn, als ich gearbeitet habe, Zeit gehabt, daran zu denken, wieviel Vögel schon ausgestorben sind, und wieviel Blumen noch auf einer Wiese wachsen und wieviel nicht? Hab ich nicht gemacht. Wenn wir das jetzt als Veränderung sehen, dann ist das eine Riesenveränderung im Hinblick auf meine Welt. Während der Berufstätigkeit glaub ich, da hab ich ja nur meine Patienten gesehen“ (Anne Saring 6.39: 15-50).

Die Veränderung ihres Verhaltens durch das Studium ist auch für Hilde Wolf auffällig. Ihre Art, früher „irgendwie so“ schnell eine Meinung zu haben und zu äußern, ist einem bedächtigeren und überlegteren Verhalten gewichen. Mehr zu wissen, bedeutet für sie, auch mehr zu überprüfen, mehr darüber nachzudenken. Sie begrüßt diese Veränderung und freut sich über die Erfahrung, dass sie soviel dazu lernen konnte und dass das Dazulernen weitergeht, eigentlich nie aufhört:

„Je mehr ich weiß eigentlich über bestimmte Dinge, desto vorsichtiger bin ich, etwas zu sagen. Früher hätt‘ ich schneller irgendwie so meine Meinung gesagt. Aber jetzt denk ich doch mehr darüber nach. Es ist ein schönes Gefühl, eigentlich so zu wissen, man kann noch viel dazu lernen, dass das eigentlich nie aufhört“ (Hilde Wolf 1.20: 52-60).

Auch Anne Saring stellt Veränderungen in ihrem Verhalten fest. Sie hatte sich bisher als Einzelgängerin eingestuft und ist nun von ihrem Mut zur Teamarbeit und dem Erfolg überrascht:

„Und dann hab ich eine Hausarbeit gemacht, zusammen mit einer Kommilitonin. Das war eine tolle Erfahrung, mit jemandem zusammen etwas erarbeiten. Hätte ich nicht gedacht. Ich bin im Grunde ein Einzelgänger“ (Anne Saring 6.36:50-54).

Das geregelte Lernen will Hilde Wolf vorerst nicht beenden. Das Weiterlernen wird derzeit einer Berufstätigkeit ganz überzeugt vorgezogen. Sie will unbedingt weiterlernen,

weil sie so viel Freude und Spaß am Lernen empfindet, dass sie „gar nicht mehr aufhören kann“. Sie bemerkt, dass es sich in ihrer Lebenssituation und Lebensphase um ein besonderes Lernen handelt; es ist „selbstbestimmt und ohne Druck“. Sie genießt die Studiensituation und ist erstaunt, welche Kräfte sie mobilisieren kann, um auch in dieser fortgeschrittenen Lebenszeit noch ihre Lebenssituation zu verändern. Mit Wehmut bilanziert sie jedoch, dass andere Weichenstellungen in ihrer Jugend – wie das Abitur und ein Studium in frühen Jahren- zu einem anderen, vielleicht schöneren Leben hätten führen können:

„Ja, jetzt hab ich soviel Freude und Spaß am Lernen, dass ich gar nicht mehr aufhören kann, dass ich gar keine Lust habe zu arbeiten. Jetzt macht es mir richtig Spaß. Und ich merke auch, dass es ein ganz anderes Lernen heute ist, so selbstbestimmt und ohne Druck und so durch die Familie unterstützt. Es ist eine ganz andre Sache, und ich denke so oft mit ein bisschen Wehmut zurück, dass vieles hätte anders sein können, wenn es anders gelaufen wäre. Und doch sehe ich auch, was für Kräfte ich heut noch hab‘ und was ich heute noch alles verändern kann. Also, dass ich wohl auch jetzt die Situation genieße, und so das Gefühl hab‘, man kann auch viel für sich selber ändern, in jeder Zeit, in jeder Situation“ (Hilde Wolf 1.6: 8-23).

Von Helga Rahming werden die persönliche Aufwertung und die mobilisierten Kräfte als ein positives Ergebnis der weiterbildenden Studien betont. Doch besteht sie darauf, dass diese mobilisierten Kräfte nun auch genutzt werden wollen:

„Dieses Studium, das hat mich eigentlich erst so empor gehoben, möchte ich mal sagen und Kräfte mobilisiert. Und diese mobilisierten Kräfte, die nun da sind, die wollen dann auch genutzt sein“ (Helga Rahming 7.24: 18-23).

Ein in der Studienzeit gewachsenes Selbstbewusstsein, das zu Selbstbestätigung und einem hohen Selbstwertgefühl führt, wird von allen befragten Frauen hervorgehoben:

„Also, insofern hat es auch was gebracht, dass es auch mein Selbstbewusstsein aufgerüttelt hat und mein Selbstbewusstsein wieder gehoben hat. Ich hab gedacht: Mensch, du kannst ja noch eine ganze Menge! Du bist überdurchschnittlich!“ (Gerda Niklas 10.16: 6-11).

Es erfüllt mit Stolz, den Status einer Studentin zu besitzen und damit der Gruppe von Lernenden anzugehören, die das Privileg besitzt, auf einem hohen Niveau Bildung zu erwerben. Diese Zugehörigkeit bringt ihnen eine neue Identität, Ansehen und Anerkennung. Doch auch die Akzeptanz und Achtung der jungen Mitstudierenden gewonnen zu haben, wird als ein stolzer überraschender Erfolg gewertet:

„Also, so den Status einer Studentin zu haben, finde ich auch toll. Das finde ich auch interessant. Mit diesen verschiedenen, auch jungen Menschen. Ich bin immer wieder erstaunt, wie akzeptiert man wird von den jungen Menschen auch, und auch geachtet. Das finde ich irgendwo auch sehr interessant“ (Heike Roland 3.41: 27-36).

Zum oben genannten Selbstbewusstsein, zur Selbstbestätigung und zum Selbstwertgefühl gesellt sich bei Hanna Reich jetzt auch die Selbstbehauptung hinzu. Das Merkmal Selbstbehauptung fehlt in der Mütterideologie. Sich selber wichtig finden und durchsetzen, einen Platz beanspruchen in der Universität, dieses Verhalten soll nun auch auf die Familie übertragen werden:

„Selbstbehauptung ist ein sehr wichtiger Punkt, den ich hier in der Uni brauche. Ich muss mich selber so behaupten, ich muss mich selber hier so wichtig finden, dass ich hier einen Platz mir suche an der Uni. Und das vollzieht sich eben in der Familie jetzt genau so“ (Hanna Reich 2.20: 43-49).

Als besondere Beweise für die Entwicklung von Kompetenzen können die fertig gestellten Abschlussarbeiten zum Ende des Studienganges gelten. Mit stolz werden sie von den Teilnehmerinnen präsentiert, die diesen Abschluss bereits gemacht haben.

Irmgard Heise hat in ihrer Abschlussarbeit an Projekterfahrungen aus der Vorstudienzeit angeknüpft. Zusammen mit Sozialwissenschaftlerinnen und Architektinnen hatte sie sich an einem ökologischen Frauenprojekt beteiligt, war aber mit der Abschlussdokumentation nicht einverstanden. Sie hatte vorher nicht das Selbstbewusstsein, um der in ihren Augen unzureichenden Dokumentation etwas entgegen zu setzen:

„Das war nun wirklich eine reine Architektendokumentation. Wieder sehr abgehoben und hatte wirklich nichts mit diesem frauenspezifischen Ding zu tun, mit diesem do-it-yourself, mit dem worauf es mir ankam“ (Irmgard Heise 9.15: 1-6).

Jetzt fühlt sie sich mit den Kenntnissen aus dem weiterbildenden Studiengang befähigt und in der Lage, eine bessere und weitreichendere Dokumentation in der Form einer Abschlussarbeit zu erstellen. Ihre Dokumentation wird zu einer gelungenen Kombination von Praxis, Theorie und Kritik:

„Die Dokumentation, das war dann meine Abschlussarbeit. Das Studium hat mir unerhört geholfen, die Dokumentation zu schreiben, die ich ja irgendwo schon immer schreiben wollte, und dazu nicht den Mut hatte. Die Uni hat mir dazu geholfen, das zu schreiben mit diesem Fachwissen, da hatte ich dann genügend Hintergrund. Ich hatte zwar auch vorher schon Wissen. Aber an der Uni wurde mir dann vermittelt und gezeigt, dass ich das kann, dass ich mir das zumuten kann. Viel von dem Wissen über Ökologie, Umwelt, alles was mit Umweltschutz zu tun hat, hab ich auch hier mit eingearbeitet“ (Irmgard Heise 9.16: 14-2).

Sie geht damit energisch und selbstbewusst in Konkurrenz zu den Architektinnen, grenzt sich von der „reinen Architektendokumentation“ ab, bildet neue Schwerpunkte, indem sie das Projekt als Frauenprojekt hervorhebt und die Selbsthilfe und den Eigenbeitrag der Frauen betont. Das Ganze verbindet sie erfolgreich mit dem neuen Wissen aus ihrem Studiengang und beweist damit ihre neu erworbenen Kompetenzen.

7.1.5 Subjektives Gesundheitsgefühl

Erikson ([1959] 1974) hat bereits darauf hingewiesen, dass gescheiterte Bewältigungsbe-mühungen in Krisen und bei Veränderungen zu einer „Wehrlosigkeit gegenüber latenten krankhaften Störungen“ führen können (ebd.: 144). Nach Levy gilt es als gesichert, dass eine Entwicklung psychosomatischer oder psychoneurotischer Krankheiten immer dann wahrscheinlich ist, wenn jemand einen wesentlicher Teil seiner Persönlichkeit verdrängt (Levy 1977: 78). Mit einem wachsenden Diskriminationsbewusstsein wird die familiäre Situation zum Stressor besonders dann, wenn die durch Normen legitimierte traditionelle Rollenverteilung und gewisse Gleichheitsvorstellungen zu strukturellen Spannungen füh-ren. Psychosomatische Krankheitserscheinungen besonders am Ende der aktiven Famili-enphase können dadurch hervorgerufen werden (ebd.: 76).

Während der aktiven Familienphase musste Gerda Niklas ihren Wunsch, mehr aus sich machen zu wollen, erst einmal zurückstellen. Obwohl sie ihre Familienrolle entschlossen angenommen hatte, litt sie unter der Berufsaufgabe und bedauert heute, auf eine Berufstätigkeit verzichtet zu haben. Der Zwiespalt, einerseits sich weiter entwickeln zu wollen, andererseits die Mutterrolle hundertprozentig auszufüllen, ist ihr nicht bekommen:

„Die ganzen Jahre über diese wenige Arbeit und mehr zu Hause sein, ist mir persön-lich nicht besonders gut bekommen, weil ich immer mehr aus mir machen wollte. Diese Kinderphase, gut, ich muss alles immer hundertprozentig machen“ (Gerda Ni-klas 10.3: 34-39).

Die Gesundheit von Gerda Niklas hat sich während ihrer aktiven Familienphase zuneh-mend verschlechtert. Aber auch sie glaubt, eine leichte Verbesserung ihres Gesundheitszu-standes zu bemerken. Bei den anderen Frauen fallen Bewertungen wie „ich fühle mich pu-delwohl“, „ausgezeichneter Gesundheitszustand“, „immer stabiler werdend“. Zwei Frauen stellen jedoch ein Nachlassen ihrer Merkfähigkeit fest bei einer sonst sehr guten körperli-cher Verfassung. Obwohl sich Anne Saring durch das Studium nicht überfordert fühlt, muss sie doch besondere Strategien entwickeln, um dieses „Handicap“ aufzufangen:

„Ich habe aber als Handicap doch gesehen, dass ich mir nicht mehr so viel merken kann. Und das habe ich auch nicht in den Griff bekommen. Ich hab mir dann viel auf-geschrieben, und ich habe auch Referate gehalten und meine Abschlussarbeit ge-schrieben, das fiel mir nicht so schwer“ (Anne Saring 6.6: 43-48).

Lore Affeld stellt eine deutliche Verbesserung ihres Gesundheitszustandes fest. Sie führt dies auf ihre bewusstere Lebensweise zurück und darauf, dass sie gelernt hat, sich selber wichtig zu nehmen:

„Mir geht es gesundheitlich besser als früher. Also, ich lebe bewusster. Ich merke auch, wenn ich mich selber wichtig nehme, geht es mir eigentlich besser. Früher hatte ich sehr viel Kopfschmerzen, Migräne, ja auch eigentlich hab ich überall so Beschwerden gehabt, Schlafstörungen und solche Sachen“ (Lore Affeld 4.31: 1-10).

Auch Heike Roland beschreibt ihren gegenwärtigen Gesundheitszustand als sehr stabil und erinnert sich an bedrohliche Krankheitsphasen, die deutlich mit der durch Stress belasteten Berufsarbeit korrespondierten:

„Ich würde meine körperliche und seelische Verfassung als sehr stabil beschreiben. Ich erinnere mich, dass ich während der Berufstätigkeit, als ich sehr viel Stress hatte, dass es mir da mal schlechter ging und dass ich so ein Magengeschwür gehabt habe, so wahnsinnige Magenkrämpfe dann immer, wenn ich zur Ruhe kam, am Wochenende, da ging es dann so richtig los“ (Heike Roland 3.36: 13-25).

Die Mehrzahl der befragten Frauen erwähnt ausdrücklich die verbesserte gute bis sehr gute körperliche Verfassung während der Studienphase.

7.1.6 Soziale Interaktionen

Interaktionen mit der Studiengruppe: Die Kommunikation mit Studienkolleginnen hat einen bedeutenden Anteil bei der Identitätskonstruktion. Acht der zehn befragten Frauen aus beiden Weiterbildungsangeboten erzählen ausführlich über die Wichtigkeit der sozialen Kontakte zu den anderen Frauen des weiterbildenden Studienganges. In ungewöhnlich langen, sehr ähnlichen Erzählungen unterstreichen sie die Rolle, die die mitstudierenden Frauen der wissenschaftlichen Weiterbildungsangebote als wichtige Interaktionspartnerinnen einnehmen. Auch wenn es zu guten Kontakten, Gedankenaustausch und Arbeitsgruppen mit den Vollstudenten kommt, so finden sich doch immer wieder die kleinen Gruppen der Frauen zusammen, die dem weiterbildenden Studiengang angehören.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl verstärkt sich noch durch das tägliche informelle Zusammensein bei einem Kaffee oder beim Austausch über Studiererfahrungen oder private Angelegenheiten. Helga Rahming stellt fest, dass dies ein deutlicher Ausdruck ist für den großen Bedarf an Kommunikation bei den Familienfrauen und ein Zeichen dafür, dass die Frauen in den täglichen informellen Begegnungen im Studienalltag „Spaß“ haben und gemeinsam ‚das Studentenleben‘ in der Universität genießen:

„Wir hatten sofort einen prima Kontakt untereinander, die Kommilitonen untereinander. Wir hatten auch mit den Vollstudenten, mit denen wir zusammen unterrichtet wurden, immer guten Kontakt und immer einen guten Gedankenaustausch, und fühlten uns da immer sehr wohl und aufgehoben. Wir hatten immer ein ausgezeichnetes Verhältnis. Es bilden sich ja immer so kleine Gruppen raus. Zwei Gruppen hatten wir,

die also gegenseitig immer größten Wert darauf legten, dass ein paar Leute Zeit haben und hinter oder zwischen den Seminaren und Vorlesungen noch eine Tasse Kaffee trinken gehen. Und das haben wir auch Tag für Tag eingehalten und haben es genossen. Daran sieht man auch, dass es uns Spaß gemacht hat und wir die Kommunikation brauchten. Nicht nur den Austausch über das Arbeiten, sondern auch so über private Verhältnisse“ (Helga Rahming 7.20: 1-42).

Die Frauen dieser Gruppe zeigen viele Ähnlichkeiten. Sie sind in einem ähnlichen Alter, haben ähnliche Ideen, ähnliche Probleme. Als eine Erlebniskohorte können sie auf ähnliche Lebensbedingungen und Lebensereignisse in ihrer Kindheit zurückgreifen, und sie teilen die gleiche hohe Motivation für den weiterbildenden Studiengang. Das verbindet und bestärkt sie und schafft Vertrauen. An den Studientagen ist immer jemand da, der zuhört und Verständnis zeigt, der Probleme nachvollziehen und verstehen kann:

„Dieses Zusammentreffen mit anderen Frauen, die in meinem Alter sind und so die gleichen Ideen haben, so die gleiche Problematik haben, will ich nicht missen. Wenn ich mit meiner Beziehungskrise kam und hörte, dass das in vielen anderen Ehen und Familien genauso läuft, dann fühlte ich mich hier sehr gut aufgehoben, wusste ich auch, ich kann das hier erzählen, ich finde immer jemanden, der das versteht. Das habe ich festgestellt, dass das hier auch ganz wichtig für mich an den Frauenstudien war, noch immer ist. Ich habe Frauen gefunden mit der gleichen Motivation, dass sie gesagt haben, also das wollte ich schon immer, ich konnte es nicht. Und jetzt kann ich es endlich, auch wieder so ein Stück gleicher Lebensweg. Ich denke, das ist auch eine ganz wichtige Unterstützung, dass ich nicht allein da stehe, sondern auch immer so sehe die anderen Frauen, die gehen den gleichen Weg und können vieles nachvollziehen. Ich fühle mich sehr gut mit meinen Ansichten und Ideen aufgehoben“ (Lore Afeld 4.21.: 22-60).

Ein wichtiger Anteil der Kommunikation gehört jedoch dem fachlichen Teil des Studiums. Der reflexive Umgang mit den Erfahrungen aus den Vorlesungen oder beim Abfassen der Abschlussarbeit und der Austausch an Ideen und Erfahrungen bieten wichtige Hilfen, die bei einem Gasthörerstudium fehlen würden. In den fehlenden intensiven und durchgehenden Kontakten zu einer Studiengruppe sieht Anne Saring einen großen Nachteil für ein wissenschaftliches Lernen und Arbeiten als Gasthörerin. Sie schätzt ihre Studienkolleginnen sehr; für sie sind sie fast zu Freundinnen geworden:

„Ja, da konnte man sich austauschen untereinander. Wir haben uns dann hingesetzt in der Cafeteria oder irgendwo, und haben dann noch über die Vorlesung gesprochen, oder über das, was wir heute gehört haben: das ist ja ganz toll, oder das passt eigentlich gar nicht. Wenn man aber nun als Gasthörer in die Uni geht, und nur ein Fach belegt, und dann sich gar nicht mehr austauschen kann, oder sein Wissen jetzt irgendwo anbringen kann, dann finde ich, das reicht nicht. Es muss schon ein Kreis sein, und es muss aus diesem Kreis auch – na was Positives nachher werden“ (Anne Saring 6.43: 18-40). „Wir haben uns dann nach dem letzten Semester getroffen. Jeder hat dann erzählt, wie er seine Abschlussarbeit schreibt, und was er da für Erfahrungen mit gemacht hat. Ab und zu haben wir uns auch weitergeholfen. Es war also ein sehr gutes Verhältnis. Ja, wenn ich sage, Freundinnen – Bekannte kann man auch sagen, aber das ist dann zu wenig“ (Anne Saring 6.24: 10-28).

Das gemeinsame Projekt ‚Frauenstudien‘ verbindet die Frauen der verschiedenen Semester. Wenn sie sich auch aus den verschiedenen Begleitseminaren nicht alle so gut kennen, so erkennen sie sich in den verschiedenen Veranstaltungen doch mit einem sicheren Gespür: sie sind weiblich und etwas älter. Sie gehen aufeinander zu und genießen den Kontakt und das Beisammensein:

„Dann sieht man sich und kennt sich oder sagt: bist du auch von den Frauenstudien? Und dann setzt man sich zueinander, und so lernt man sich auch kennen. Wer bist du? Und das ist einfach ein Kontakt, der da ist, der unheimlich gut tut, wenn man in die Uni kommt, und sagt: hallo, ach lass uns eine Tasse Tee zusammen trinken, und wir setzen uns da hin. (...) Wir erkennen uns daran, dass wir meistens etwas älter sind“ (Hanna Reich 2.43: 22-35).

Die Verbindung und die Vertrautheit zwischen einzelnen Studienteilnehmerinnen sind so stark, dass anstehende Probleme mit diesen Studienfreundinnen besser geklärt werden können, als mit dem Ehemann, weil es zwischen den Frauen die gleiche ‚Wellenlänge‘ gibt und die Bereitschaft besteht, sich solidarisch zu verhalten, sich zu verbünden:

„Sie sind für mich gute Freundinnen, mit denen ich Dinge bereden kann. Und ich habe auch das Bedürfnis, mit diesen Freundinnen in Kontakt zu sein, weil ich einfach da auch eine Solidarität merke, eine gleiche Wellenlänge, die ich bei meinem Mann nicht so finde“ (Heike Roland 3.30: 32-41).

Interaktionen mit dem Freundes- und Bekanntenkreis: Durch den weiterbildenden Studiengang werden jedoch nicht nur Freundschaften gewonnen, es gehen auch freundschaftliche Beziehungen verloren. Hilde Wolf macht sich darüber Gedanken, dass durch eine wissenschaftliche Weiterbildung auch Entfremdung entsteht. Die Weiterbildung hat bei ihr ein verändertes Verhalten bewirkt und veränderte Ansprüche ausgelöst. Es stört sie jetzt, wenn ihre Freunde nicht genug über Dinge und Menschen nachdenken, statt dessen Vorurteile benutzen und sich zu schnellen Äußerungen hinreißen lassen. Diese Freunde werden für sie uninteressant, reichen ihr für einen wohltuenden Umgang nicht mehr aus:

„Was ich an mir bemerke ist, dass es einige Freunde gibt für mich, wo ich sage, das reicht mir auch nicht mehr. Ja, es wird alles so schnell abgetan, oder es sind so viele Vorurteile auch dabei, so ganz schnelle Äußerungen über irgendwelche Dinge oder Menschen. Da denke ich, es reicht mir nicht mehr, oder ich fühle mich nicht mehr wohl. Ich denke dann auch, sie könnten so ein bisschen mehr darüber nachdenken. Da merke ich so von mir eine Entfremdung. Ja, was mir auch Gedanken macht, dass ein Studium oder eine Weiterentwicklung überhaupt auch – ja einem auch Menschen entfremdet. Also, man gewinnt neue dazu, will ich damit sagen, aber man verliert auch welche. Auch wenn es nicht gerade so offensichtlich ist, aber man merkt innerlich so eine Entfremdung“ (Hilde Wolf 1.18: 28-43).

Aber auch umgekehrt, wird hier Hanna Reich für ihren Freundeskreis uninteressant. Die neue feministische Perspektive und die Verbreitung des neu erworbenen feministischen Wissens sind für Hanna Reichs alten Freundeskreis ungewohnt und irritierend. Sie verschreckt ihre alten Freunde durch ihr emanzipatorisches Verhalten und Reden und bringt Unruhe in die Beziehung, so dass sich zu ihrem alten Freundeskreis eine Distanz aufbaut. Diese Distanz ist ihr offensichtlich nicht ganz unrecht und macht ihr nicht so viel aus:

Eine Freundin hab ich, da sehe ich schon so eine gewisse Rivalität, weil ich auch teilweise die Frauen mit anderen Augen sehe. Weil ich so sehe, wie sie sich den Männern unterordnen, für ein gutes Leben, keine eigene Meinung haben, dass ich mit meiner Meinung jetzt dagegen halte auch bei den Männern, und dass das eine Menge Unruhe bringt, dass sie auch von sich aus ein bisschen auf Distanz gehen. Aber ich glaube, das macht mir nicht so viel. Das erschreckt glaub ich auch eine ganze Menge. Sie fühlen sich durch mein Vorbild eigentlich sehr irritiert“ (Hanna Reich 2.30: 1-28).

Die Themen, die die Teilnehmerinnen - vor allem die des Frauenstudienganges – beschäftigen, die sie auch gern diskutieren wollen, weichen deutlich von denen ihrer alten Freunde und Bekannten ab. Wie bei Hilde Wolf, so entsteht auch bei Lore Affeld der Eindruck, dass sie sich von ihrem alten Freundes- und Bekanntenkreis entfernt hat. Der oberflächliche small talk wird von ihr gemieden: auf der anderen Seite, in ihrem Freundeskreis dagegen ist das tiefe Gespräch nicht beliebt. Da für eine Einzelperson wenig Chancen bestehen, die eigenen Vorlieben durchzusetzen, zieht sich Lore Affeld zurück und meidet diese Gesellschaft aus alten Freunden und Bekannten:

„Habe aber auch ganz schnell festgestellt, durch das, was ich hier hörte und was mich dann beschäftigte haben wir uns auch auseinander entfernt. Die Gesprächsthemen, die dann so abliefen über Kinder, Haushalt, was weiß ich, Vergnügungen, Bälle, Feste waren nicht mehr mein Thema. Und das was mich beschäftigte, konnte ich nicht erzählen. Hab ich mich zurückgezogen. Hab gesagt, ich geh da nicht mehr hin“ (Lore Affeld 4.33: 34-47).

Auch wenn verbal das weiterbildende Studium von den ClubkameradInnen gelobt und bewundert wird, so wird doch eine Abgrenzung sichtbar. Das weiterbildende Studium liegt außerhalb der Wünsche und Normvorstellungen ihrer ClubkameradInnen, deshalb würden sie alle ihrem Beispiel nicht folgen wollen. Hanna Reich wird zur Außenseiterin in dieser Gruppe und erfährt hier Vereinzelung:

„Im Golfclub rede ich auch davon und die finden das alle ganz toll, was ich mache und sagen Mensch toll, würden es aber selber nicht machen“ (Hanna Reich 2.29: 42-45)

Auch die Bekannten und Freunde von Lore Affeld haben kein besonderes Interesse an den Erzählungen und Berichten über die Frauenstudien, während die Frauenstudien für Lore Affeld etwas ganz Wichtiges sind, an dem sie ihre Freunde und Bekannten teilhaben las-

sen möchte. Es ist für ihre Freunde und Bekannten zu mühsam, das zu verstehen, was Lore Affeld bei ihrem ‚späten‘ Studium leitet; erklärende Deutungsmuster liegen nicht vor.

Obwohl Anne Saring die Bewunderung der jungen Freundin ihres Sohnes gut tut, wird die Freude darüber gedämpft. Es stört sie die häufige Nachfrage nach der zu erwerbenden Berufsbezeichnung, die nicht ausreichend definiert ist. Das macht sie unsicher und verwirrt:

„Auch die Freundin von meinem Sohn staunte: was machst du? Find ich ja toll, du studierst. Und was bist du dann? Das tauchte immer wieder auf. Das hat mich etwas gestört“ (Anne Saring 6.25: 15-27).

Hilde Wolf erlebt unterschiedliche Reaktionen auf ihre Studientätigkeit von ihrem Freundeskreis. Von einigen erfährt sie Zustimmung, aber wie sie mit Erstaunen am Ende bemerkt, es sind die allerwenigsten. Von den anderen erfährt sie eher Unverständnis. Bei einigen ihrer Freundinnen, die arbeiten müssen, glaubt Hilde Wolf Neid zu erkennen, weil sie sich dem Arbeitsprozess durch das Studium entziehen kann. Nicht zu arbeiten, gilt in ihrer Situation als nicht normal. Ihre Freundinnen argumentieren mit Nachdruck, dass es jetzt auch für Hilde Wolf an der Zeit wäre, die Normalität einer Erwerbstätigkeit in einer Zeit mit zeitlichen Ressourcen zu realisieren. Nach den Normalitätsvorstellungen dieser Freundinnen reicht es auch nicht aus, nur Hausfrau zu sein. Eine Aus- und Weiterbildung in Form eines wissenschaftlichen Studienganges ohne berufliche Anschlussmöglichkeiten hat dagegen in ihren Normalitätsvorstellungen keinen Platz. Hilde Wolf fühlt sich ironisch damit aufgezogen, dass sie jetzt noch daran denkt, etwas werden zu wollen, dass sie aber kaum Chancen haben wird, etwas aus diesem Studium im Beruf umzusetzen.

Die fehlende Übereinstimmung in den Vorstellungen über Berufstätigkeit und Studientätigkeit stört die ehemals freundschaftlichen Beziehungen. Noch weitaus störender, ja „verheerend“ empfindet Hilde Wolf die verweigernde Stellungnahme einiger befreundeter Personen. Es ist ihr wichtig, wie ihr Freundeskreis sie und ihre Aktivitäten beurteilt. Bei negativer Kritik könnte sie sich darüber mit ihnen auseinandersetzen, doch schweigen sie, so führt dies schnell zu negativen Interpretationen und Belastungen für die freundschaftlichen Beziehungen:

„Ich hab schon Unterschiede gesehen so in meinem Freundeskreis, den ich so vorher hatte. Also, manche können es ganz gut haben, dass man noch was macht nebenbei. Andere, die können es gar nicht gut verstehen. Teilweise Frauen, die arbeiten müssen, die so denken, ich müsste jetzt auch so langsam arbeiten. Die das nicht so verstehen: ja, was machst du denn an der Uni, und was hast du denn davon und ironisch, was willst du denn noch werden oder solche Äußerungen. Und die meinen, es würde Zeit, dass ich so auch ein bisschen arbeite. Das gibt es doch nicht, dass man so gar nichts tun muss, ich meine im Sinne von Berufstätigkeit. Und es gibt welche, die sprechen

mich gar nicht drauf an, das ärgert mich eigentlich noch mehr, weil ich denke ich kann so gar nichts dazu sagen. Und das ist so ganz verheerend. Man weiß auch gar nicht, was andre von einem denken. Das ist mir ja auch immer noch wichtig bei meinen Freunden zu wissen, was sie eigentlich so denken. Und wenn sie sich gar nicht so äußern, ist mir das immer recht komisch. Ja, und dann gibt es welche, die finden es gut, aber das sind eigentlich die allerwenigsten. Das hätte ich auch nicht gedacht. Weil die meisten meinen, ja ich müsste arbeiten. Also, Hausfrau ist auch schon mal nicht gut, aber arbeiten wäre das Beste. Aber Studium, das ist auch nicht so recht das Wahre“ (Hilde Wolf 1.13: 36-60).

Der Freundeskreis von Evelyn Bartsch bewertet die Teilnahme am weiterbildenden qualifizierenden Studiengang sehr positiv. Für ihren Freundeskreis steht fest, dass nach dem Auszug der Kinder eine neue Beschäftigung ‚fällig‘ ist. Besonders der Teil der befreundeten Frauen, die bereits eine Erwerbstätigkeit wieder aufgenommen hat, akzeptiert die Studienbemühungen als eine Vorbereitung für eine spätere Tätigkeit, für die bereits ausgereifte Pläne bestehen:

„Das finden die alle ganz toll. Das ist eigentlich überall sehr positiv aufgenommen worden, weil natürlich sich jeder überlegt, was macht sie eigentlich, wenn die Kinder aus dem Haus sind? Teilweise sind das auch Frauen, die wieder angefangen haben zu arbeiten, und da ist das so ganz selbstverständlich und ist akzeptiert, dass ich das mache“ (Evelyn Bartsch 8.5: 42-48).

Sobald eine Einmündung des Studiums in eine berufliche Tätigkeit realisierbar erscheint, wird das weiterbildende Studienangebot begrüßt. Das Leitbild einer Familienfrau, die nach der aktiven Familienphase wieder eine Berufstätigkeit aufnimmt, ist offensichtlich hoch wirksam.

7.1.7 Biographische Verarbeitung und Planung

Wie ordnen die befragten Familienfrauen den weiterbildenden Studiengang in ihren Lebenslauf ein? Für eine derartige Lebenslaufkonstruktion fehlen ihnen Deutungs- und Normalitätsmuster. Um die Nichteinhaltung der Sequenzierung des institutionalisierten Lebenslaufs zu begründen, setzen sich die befragten Frauen sowohl mit dem eigenen Alter als auch mit den gesellschaftlichen Zuweisungen und Barrieren auseinander. Deutlich wird aus den vorhergehenden und den folgenden Interviewausschnitten, dass der Freundeskreis der befragten Frauen überwiegend die Beteiligung an dem wissenschaftlichen Weiterbildungsangebot nicht versteht, solange keine konkreten beruflichen Umsetzungsmöglichkeiten sichtbar sind. Doch Hausfrau sein, entspricht auch nicht den normativen Vorstellungen. Der Idealfall wäre nach den Vorstellungen der Freunde und Bekannten, zu „arbeiten“.

Im mittleren Lebensalter zu studieren, wird als deutliche Abweichung von der Normalbiographie registriert. Sie denken bereits an das Rentenalter, während Hilde Wolf sich mit vierundvierzig Jahren in der Ausbildung befindet. Das wird mit leichter Empörung als ungewöhnlich, als „konträr“ empfunden. Das Studium gilt als Zeitverschwendung, denn der Arbeitsmarkt wird für Hilde Wolf verschlossen sein, wenn sie jetzt wichtige Zeit bis zum Studienabschluss in der Universität verbringt: „wer nimmt dich dann schon“. In einem Alter von vierundvierzig Jahren drängt die Zeit. Der als entwaffnend gedachte Einwand von Hilde Wolf, dass sie mit den Studienanstrengungen etwas für sich selber tun will, wofür jede Zeit recht sein dürfte, wird von dem Freundeskreis nicht akzeptiert:

„Also, Hausfrau ist auch schon mal nicht gut, aber arbeiten wäre das beste. Aber Studium, das ist auch nicht das Wahre, weil die meisten denken, schon in meinem Alter, da kommen schon die Äußerungen, dass sie an die Rentenzeit denken. Und ich bin ja dann noch voll in der Ausbildung. Das ist ja irgendwie ganz konträr. Viele fragen, was kannst du hinterher noch machen, kannst du doch nicht mehr arbeiten, da bist du zu alt, wer nimmt dich dann noch? Ja, und wenn ich dann sage, ich mach es auch für mich, das ist schon wieder ein Rückschluss, den keiner versteht“ (Hilde Wolf 1.14: 1-14).

Das Deutungsmuster einer Frau, die unzufrieden aus der Familie ausbricht, ihre Familienpflichten eventuell sogar versäumt und außerhalb der Familie ihren Platz und Selbstverwirklichung sucht, das ist negativ besetzt. Lore Affeld will nicht, dass dieses negative Bild auf sie übertragen wird, obwohl sie weiß, dass es teilweise auf ihre Situation zutrifft. Es fällt ihr schwer, das klar zu stellen. Sie will nicht nur für die Familie da sein, sie will ihre Fähigkeiten testen, sie will sich weiterentwickeln. Aber ein negativ besetztes Bild, das will sie nicht dulden. Das Fazit ist, dass sie über ihr Studium nichts mehr erzählt, ihre alten Freunde davon ausschließt. Als weitere Schwierigkeit kommt noch hinzu, dass der weiterbildende Studiengang zu keinem anerkannten und bekannten Abschluss führt. Das macht die Studientätigkeit für Außenstehende noch suspekter. Aber auch der Einstieg in ein anerkanntes Vollstudium über eine Eignungsprüfung verursacht Unverständnis bei ihren Freunden und Bekannten. Wieder erfährt sie die ablehnende Reaktion: „was will sie denn jetzt damit machen?“ Der Hintergrund dieser Frage ist: was soll das jetzt, in diesem Alter! Völliges Unverständnis ruft jedoch die Äußerung hervor, dass der Studienaufwand nur das Eigeninteresse abdecken soll, nur „für mich“ gedacht ist als kulturelle Bereicherung und individuelle Bildung. Von dem Freundeskreis wird mindestens eine berufsmäßige Umsetzung des Studiums erwartet:

„Die Frauenstudien waren für mich ganz was Wichtiges. Ich weiß, dass ich es überall erzählt habe, aber ganz schnell gemerkt habe, es kann keiner was damit anfangen, denn es kam nicht am Ende eine Frauenstudienfrau raus, eine geprüfte Diplomstudien-Frauenfrau raus, sondern es war eine Weiterbildung für mich. Ich hatte dann also wirklich Schwierigkeiten zu erklären, was ich da mache. Das ging ganz schnell bei meinen Bekannten in die Schiene der Selbstverwirklichung. Nee, jetzt will sie sich selbstverwirklichen! Und genau das war ja, was ich nicht wollte, beziehungsweise was natürlich stimmt, aber nicht in dieser negativen Form. Ich hab ganz lange Zeit überhaupt nichts mehr erzählt. Ja, dass ich nun hier studiere, erzähl ich natürlich stolz, ernte aber genau soviel Unverständnis weil – was will sie denn jetzt damit machen? Da kommt natürlich hinterher ein Diplom raus. Das ist was Anerkanntes. (...) Ich hab dann aufgehört zu erzählen in meinem Bekanntenkreis“ (Lore Affeld 4.33: 1-33).

Aber auch Lore Affeld erkennt das Ungewöhnliche ihrer Studiensituation, wenn sie ihre Stellung im Leben mit der Position ihres Ehemannes vergleicht. Vom Alter her sind beide gleichaltrig. Seine schwungvolle Aufbauphase ist vorbei. Er hat viel in seinem Beruf erreicht und nähert sich nun dem Gipfel der Karriere. Er ist angekommen, sie dagegen begibt sich auf einen neuen Weg und fühlt sich durch das Studium so beflügelt, dass sie jetzt schwungvoll etwas Neues beginnen und aufsteigen will:

„Dieses Studium, das hat mich so beflügelt. Mein Mann, er ist genau so alt wie ich. Er hat vielleicht auch so eine andere Perspektive jetzt in seinem Leben. Er hat in seinem Beruf jetzt eine ganze Menge erreicht, und ich fange jetzt eigentlich erst an, laufe weg und mache was Neues. Er ist an einem anderen Punkt auch für sich“ (Lore Affeld 4.37: 7-14).

Auch Gerda Niklas fühlt diesen Schwung, den sie aus dem Studiengang gewonnen hat und ist entschlossen, unbedingt daraus etwas machen. Mit zweiundfünfzig Jahren ist sie in einem Alter, in dem der Arbeitsmarkt sie ausgrenzt und wenig neue Einstiegschancen bietet. Sie widerspricht dieser Praxis, indem sie sich heftig weigert, den Begriff des „alten Eisen“ für sich zu übernehmen. Sie hat die feste Absicht, jetzt erst richtig loszulegen:

„Mit meinen 52 Jahren fühle ich mich durchaus nicht als altes Eisen, sondern jetzt will ich erst mit viel Schwung loslegen. Daraus will ich doch noch eine Menge machen, hab ich mir vorgenommen“ (Gerda Niklas 10.4: 52-58)

Die intensive Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter wird von Lore Affeld sehr lebendig beschrieben. Das Alter als Dimension für zugeschriebenes Verhalten hat offensichtlich im Bewusstsein von Lore Affeld eine Bedeutung, die es zu korrigieren gilt. Sie fühlt sich in einem Alter von vierundvierzig Jahren als „überhaupt nicht alt“. Sie wehrt sich heftig gegen die Zuweisung, mit vierundvierzig Jahren zu alt zu sein. Ihr Verhalten ist eher jugendlicher, „jünger“ geworden. Wie ein junger Mensch testet sie ihre Fähigkeiten und experimentiert in neuen Bereichen; sie ist aufgeschlossener im Umgang mit anderen Menschen und auch mit ihrer Familie geworden. Altsein bedeutet nach ihrem Verständnis Abbau von geistigen Fähigkeiten und Rückzug aus dem öffentlichen Leben:

„Ich muss immer wieder Dinge neu ausprobieren, ich muss es für mich neu erarbeiten, wo ich mich auch selber teste. Ich merke – wie alt bin ich jetzt? Vierundvierzig, fünfundvierzig werde ich –eigentlich bin ich nicht alt! Nee, eigentlich bin ich überhaupt nicht alt. Eigentlich bin ich immer jünger geworden, bin ich immer aufgeschlossener geworden - denk ich - auch so im Umgang mit anderen Menschen, gerade auch im Umgang mit meinen Kindern, in der Familie“ (Lore Affeld 4.19: 30.48)

Im Vergleich mit anderen Frauen in einem ähnlichen Alter kommt Helga Rahming zu der Erkenntnis, dass das chronologische Alter nur eine unzureichende Beschreibung des tatsächlichen Zustandes liefert. Während ihre etwas jüngere Nachbarin durch ihre Berufstätigkeit als Lehrerin verbraucht ist und sich auf einen weiteren Abbau einstellt, zielt die Orientierung von Helga Rahming auf einen Neubeginn. Die Praxis der Ausgrenzung durch den Arbeitsmarkt gegenüber etwas älteren unverbrauchten Frauen nur aufgrund ihres Alters bezeichnet sie deshalb als falsch, weil es viele Frauen gibt, die noch gern in diesem Alter etwas leisten wollen und können, denen dies aber verwehrt wird:

„Hier die Frau ist drei Jahre jünger als ich, hat zwei Kinder und war Lehrerin bis vor sechs oder sieben Jahren. Und ist dann nun schon zwangsweise pensioniert worden. Ihr ständiges Wort: ich kann nicht mehr, ich bin verbraucht. Nach jedem dritten Satz kommt: solange wir noch können. Dann denke ich immer: Menschenskind, gegen die bist du – sagen wir mal – als wenn ich dreißig Jahre jünger bin. Ich würde gar nicht daran denken: solange ich noch kann. Nein, es soll bei mir erst mal richtig losgehen. Also, deswegen ist es vom Arbeitsmarkt falsch, sich jetzt nur das Alter anzugucken, nur die Ziffern zu betrachten. Es gibt eine ganze Menge Frauen, die nicht verbraucht sind, die gerne was leisten würden“ (Helga Rahming 7.25: 12-40).

Wie sich das Alter von Frauen historisch gewandelt hat, wird von Lore Affeld thematisiert. Der Vergleich mit der eigenen Mutter führt zu dem Ergebnis, dass ein bedeutender Wandel im Älterwerden der Frauen stattgefunden hat. Während ihre Mutter nach dem Auszug der Kinder ihre Aktivitäten zurückgenommen hat, macht sich Lore Affeld aktiv und expansiv auf einen Weg, der ihr neue Möglichkeiten eröffnen soll. Fünfzig Lebensjahre sind für sie kein Alter, in dem sie sich zurückzieht. Es ist ein Alter, in dem sie sich weiterentwickeln und Reife und Weisheit gewinnen kann:

„Ja und für mich festgestellt habe ich eben, dass ich wirklich noch viel kann. Meine Mutter hat mir so vorgespiegelt, mit vierzig, fünfzig bin ich alt. Und dann, wenn die Kinder aus dem Hause sind, dann läuft nichts mehr. Vielleicht noch so ein bisschen ehrenamtliche Arbeit in der Kirche. Aber so richtig aktiv habe ich sie dann nicht mehr erlebt, dann war so für die das Leben so fast abgeschlossen. Und ich sehe im Grunde, dass das nicht so ist für mich. So für mich fängt das im Grunde -, gibt es einen ganz neuen Weg weiter. Ja ich denke, es gibt viele Möglichkeiten, die ich noch gar nicht ausgekostet habe. Ja, ich werde auch bald fünfzig. Das ist für mich kein Alter, um alt zu sein. Überhaupt nicht. Also, es ist eigentlich ein Alter, wo ich ganz viel weiß und auch ganz viel Reife und Weisheit entwickeln kann und auch habe, glaube ich. Ja, das ist so mein Standpunkt im Moment. Ja die Frauenstudien, ist für mich so ein Punkt gewesen, wenn die nicht gewesen wären, dann hätte ich eine ganze Menge nicht erreicht“ (Lore Affeld 4.20: 51-60;22:1-18).

Hanna Reich stellt fest, dass Frauen nach der aktiven Familienphase an einem Scheideweg, an einem gewissen Punkt stehen, an dem Veränderungen oder ein Neubeginn gesucht werden. Sie sieht drei Optionen für eine Veränderung in ihrem Leben in dieser Phase: die Berufstätigkeit, sich einen Liebhaber zu nehmen oder das weiterbildende Studienangebot zu nutzen. Für Frauen, die ein Nachholbedürfnis nach der Hausfrauenphase verspüren, hält sie die Annahme des Studienangebotes für am günstigsten. Ein Liebhaber ist nur eine Augenblickslösung. Das Studium dagegen deckt in einem breiten Maße Bedürfnisse nach Kontakten, nach Wissen und nach einem Platz in der Öffentlichkeit ab, und bietet die Chance, über lange Zeit noch etwas daraus machen zu können:

„Die meisten Frauen sind an einen Punkt gekommen, wo sie an einem Scheideweg stehen, entweder auch in eine Berufstätigkeit zu gehen, oder aber sich erst mal neu zu orientieren. Wenn man zum Arbeitsamt geht, heißt es: Was möchten Sie machen, einen Beruf? Ja, da hab ich was, oder aber machen Sie einen Computerkurs, und dann vermitteln wir Sie. Aber die, die dieses Nachholbedürfnis nach so einer langen Isolationsphase, nach der Hausfrauenphase haben, nach Kontakten, nach Wissen, nach sich Öffnen, das wird hier in der Uni in einem breiten Maße abgedeckt. Und die, die durchgehalten haben, sind unmerklich auch durch das Begleitseminar da mit hingebbracht worden, und durch die Literatur, die wir gelesen haben, durch die Art, wie es gehalten wurde, durch die Art der Seminare, wie wir uns untereinander kennengelernt haben, wie wir das Begleitseminar im zweiten Semester abgeschlossen haben, durch ein Treffen aller drei Begleitseminare, das war einfach toll, dass da so eine Offenheit da ist. (....) Das heißt, man steht so an dem Punkt, wo andere Frauen sich vielleicht einen Liebhaber nehmen, wo einfach im Leben was geändert werden muss. Ich meine, ist vielleicht auch eine gute Sache, sich einen Liebhaber zu nehmen. Aber wenn das vorbei ist, dann ist die Leere wieder da. Was macht man daraus?“ (Hanna Reich 2.40: 15-60).

Die biographische Einordnung und Bewertung des Studienganges erfolgt in beiden Studiengängen einerseits euphorisch, andererseits wird aber auch Enttäuschung geäußert. Der wissenschaftliche weiterbildende Studiengang ist für alle befragten Frauen eine ausgefüllte und schöne Zeit, die sie bereichert:

„Das hat mir ganz enorm viel Spaß gemacht und mich wirklich sehr, sehr bereichert mit dem allen, das ich da bis jetzt gelernt hab“ (Heike Roland 3.26: 1–3).

Von Helga Rahming wird dem weiterbildenden Studiengang eine besondere Bedeutung im Lebenslauf eingeräumt. Sie bezeichnet ihre Möglichkeit, auch ohne Abitur studieren zu dürfen, als den „I-Punkt“ ihres Lebens, als das, was ihr Leben erst vollständig macht. Die bestandene Abschlussprüfung und der neu erworbene Titel erfüllen sie mit Stolz. Sie identifiziert sich überzeugter mit dem im weiterbildenden Studiengang erworbenen Titel einer Ernährungsberaterin als über die langjährig erworbene Qualifikation einer Schlossermeisterin. Auch ihre sehr erfolgreiche Bauleitertätigkeit tritt dahinter zurück. Sie ist der Überzeugung, dass sie erst über das Studium Selbstbewusstsein und Auftrieb erlangt hat

und sich ihre Fähigkeiten erst im Studium voll entfalten konnten. Die für sie wichtige Umsetzung der Qualifikation in die Praxis lässt sie jedoch nicht unerwähnt:

„Ich hab ja nicht das Abitur. Und für mich war es überhaupt der Einstieg in die Uni, der Einstieg, studieren zu können, das hat mir nicht nur eine Menge Selbstbewusstsein so den Auftrieb, menschliche positive Qualitäten gegeben. Ich weiß nicht, in welche Worte ich das bringen soll. Das war, ich will mal sagen, das war überhaupt der I-Punkt meines Lebens bisher. Also, wie gesagt: meine Bauleitertätigkeit – okay, aber hinterher dieses Studieren, ich möchte das nicht missen. Das war, das war überhaupt wunderbar. Es hat mir nur Vorteile gebracht. Wenn mich heute jemand fragt: was bist du, dann sage ich nicht Schlossermeisterin, weil ich ja dazu gezwungen wurde, obwohl ich das also hundertprozentig konnte, ich sage heute: ich bin Ernährungsberaterin, weil ich ja die Prüfung gemacht hab, weil ich den Titel führen darf, nur ich hab in dem Beruf noch nicht gearbeitet“ (Helga Rahming 7.4: 27-60).

Auch Lore Affeld hebt ihre Studienzeit als Besonderheit in ihrem Leben hervor, als einen „ganz markanten Stein“ auf ihrem Lebensweg, als einen Meilenstein und Markierungspunkt in ihrer Biographie, über den sie Ziele erreichen kann, die ihr sonst verwehrt wären:

„Ja die Frauenstudien sind so für mich ein Punkt gewesen, wo ich denke, wenn die nicht gewesen wären, dann hätte ich eine ganze Menge nicht erreicht. Das ist so ein ganz markanter Stein hier in meinem Leben gewesen“ (Lore Affeld 4.21: 14-22).

Die „ehrbare“ Institution Universität nutzen zu dürfen, mit vielen ins Gespräch zu kommen, nicht ausgegrenzt zu sein, sondern zusammen mit den jungen StudentInnen am Studienbetrieb teilnehmen zu dürfen, mit Wissen konfrontiert zu werden, das vorher verschlossen war wird dankbar und begeistert als „wunderbar“ und als „herrlich“ bezeichnet:

„Und es hat mir sehr viel Spaß gemacht, es war wunderbar, das in die Uni gehen, (lachend) das war also herrlich. Es war herrlich mit vielen ins Gespräch zu kommen, es war auch schön, dass man nicht mit alten Menschen auf der Bank saß, dass die Jungen da waren. Man hörte andere Ansichten, man konnte schön diskutieren. Das hat mir gut gefallen. Und es hat mir auch gut gefallen, dass es einfach so viel Wissen gibt, und man kann dieses Wissen mitnehmen“ (Anne Saring 6.6: 28-41).

Bei Hilde Wolf als Teilnehmerin der weiterbildenden Frauenstudien macht sich neben der Freude am Studieren aber auch Enttäuschung breit über die geringe Anerkennung der ‚Frauenstudien‘ als Qualifizierung für den Arbeitsmarkt. Ihre Reaktion auf diese Ablehnung des Arbeitsmarktes ist die intensivere Hinwendung zur Universität; denn hier wird die Qualifizierung durch die Frauenstudien anerkannt als Qualifizierung für eine Einstiegsprüfung in ein pädagogisches Vollstudium. Ehe sie eine unbefriedigende Erwerbstätigkeit aufnimmt, die sie nicht weiterbringt, setzt Hilde Wolf lieber ihre bisherige erfolgreiche Studententätigkeit auf einem höherem Niveau fort:

„Ich hatte mir von den Frauenstudien ja ein bisschen mehr erhofft im Sinne von mehr Anerkennung auf dem Arbeitsmarkt. Dass man tatsächlich auch damit eine bestimmte Art von Qualifikation erreicht oder zumindest es einem als solche angesehen würde. Aber das ist nicht so. Und dann dachte ich mir, jetzt bin ich so richtig im Lernprozess drin. Machst du am besten gleich die Einstiegsprüfung, damit ich tatsächlich auch was machen kann, was mich weiterbringt“ (Hilde Wolf 1.5: 52-60).

Ganz anders laufen die Überlegungen von Hanna Reich. Sie ist fast fünf Jahre älter als Hilde Wolf. Bei ihren Planungen spielt der Zeitfaktor eine wichtige Rolle. Der zeitliche Aufwand für ein Vollstudium rentiert sich in ihren Augen nicht. Nur um für sich selber etwas zu tun, zustehende Rechte nachträglich wahrzunehmen, sich „weiblich zu verwirklichen“, dafür lohnt der Aufwand eines Vollstudiums nicht. Hanna Reich sieht den zeitlichen Rahmen begrenzt, wenn sie noch einmal einen Beruf ausüben will:

„Dass ich mich nun schön weiblich verwirkliche und sage: mach ich ein Studium noch mal über sechs Semester, zehn oder zwölf Semester, dann bin ich Mitte fünfzig hinterher, dann ist an eine Berufsausübung schon nicht mehr zu denken. Das glaube ich, möchte ich nicht“ (Hanna Reich 2.37: 14-30).

Anne Saring ist Teilnehmerin des qualifizierenden Studienganges und hat die Möglichkeit für ein Aufbaustudium über eine Einstiegsprüfung nicht. Auch bei ihr schwingt die Enttäuschung über die öffentliche Bewertung des Zertifikats und des erworbenen Titels mit. Die Bezeichnung Ökoassistentin hält sie für frei erfunden und für wertlos auf dem Arbeitsmarkt. Sie ist verärgert und findet es bedauerlich, dass eine institutionelle Absicherung der Berufsbezeichnung bisher unterblieben ist. Auch das Zertifikat hält sie nur für tauglich zum „an die Wand hängen“. Diese enttäuschenden Befunde entwerten den weiterbildenden Studiengang zu einem unzureichenden „Kleinststudium“:

„Eigentlich im Grunde ist man ja gar nichts. Das ist ja nur – Studium hört sich so großartig an – das ist ja nur ein Kleinststudium. Ich habe aber schon von denen gehört, die vor mir die Prüfung gemacht haben, dass dieses Zertifikat zum an die Wand hängen taugt. So, und dass es eigentlich mehr die Scheine sind, die man an der Uni erworben hat, wenn man eine Stelle anstrebt Diese Scheine vorzuweisen, hätte mehr Effekt als dieses Zertifikat. Die Bezeichnung Ökoassistentin hat sich, glaub ich, einer ausgedacht. Irgendwo muss es ja eine Stelle geben, dass man das anmeldet: also, jetzt ist hier ein neuer Beruf, so und so viele sind schon ausgebildet“ (Anne Saring 6.25: 31-60).

Auch für Gerda Niklas ist es am Ende nur ein „kleines Studium“, durch das sie sich für ihre Aufopferung bei dem Aufstieg von Ehemann und Sohn und für die entgangenen eigenen Chancen nicht ausreichend entschädigt fühlt. Sie ist höchst unzufrieden mit dem Studienergebnis und den geringen Umsetzungsmöglichkeiten. Als Abiturientin des Zweiten Bildungsweges hatte sie bereits das Vordiplom für ein Biologiestudium erreicht. Dieses

bei der Geburt des Sohnes abgebrochene Studium will sie wieder aufnehmen. „Das reicht jetzt eigentlich“ signalisiert den entschlossenen Angriff auf ihre dauernde Bescheidenheit:

„Das reicht jetzt eigentlich! Du hast dich also zu sehr für andere aufgeopfert. Du hast also, ich hab alles eingesetzt, was ich hatte an Kraft, um meinem Mann praktisch zu helfen, meinem Sohn zu helfen, - gut. Und bei mir ist dann dieses kleine – sag ich mal – Studium dabei herausgekommen, was also ganz interessant war von der Anlage her und mir auch viele Anregungen gebracht hat, aber eigentlich in meiner eigentlichen Karriere, wie ich sie mal vorhatte, hat es mir nichts gebracht“ (Gerda Niklas 10.8:20-28). „Den Abschluss, den ich mir mal vorgenommen hatte, dass ich den noch nachhole. Ich möchte wirklich irgendwo noch wissenschaftlich arbeiten (Gerda Niklas 10.8: 29-31).

Die Verärgerung und Enttäuschung von Gerda Niklas wird jedoch durch den nachfolgenden Interviewausschnitt relativiert. Die „kleinere“ Ausführung des Studiums war bewusst als Überbrückung und Test gewählt worden. Für ein Vollstudium fehlte die Zeit und der „Mumm“. Erst sollte der Sohn wohl versorgt seinen schulischen Abschluss haben, dann würden ihre Ansprüche zu ihrem Recht kommen. Der mütterliche Anspruch, den Sohn durch Zuwendung in einer entscheidenden Phase zu unterstützen und der Ärger über die häufige eigene Zurückstellung konkurrieren heftig miteinander:

„Und dann habe ich mich hinter dieses Studium geklemmt. Denn für so ein Vollstudium auch für eine Diplomarbeit hatte ich noch nicht den Mumm. Denn wenn man eine naturwissenschaftliche biologische Diplomarbeit macht, dann braucht man Zeit. Falls man Versuche macht, dann musst du den ganzen Tag Zeit haben. Und das wollt ich halt noch nicht, weil er in der Schulzeit ewig also wirklich Zuwendung brauchte“ (Gerda Niklas 10.4: 2.12).

Die erwogene Möglichkeit, im Wissenschaftsbereich weiterhin als Gasthörerin zu bleiben, hat einen bedeutenden Mangel. Es fehlt der Kreis der mitstudierenden Frauen, über den sich Anne Saring so erfolgreich austauschen konnte. Dies verringert den Wert eines Gasthörerstudiums für sie wesentlich:

„Wenn man aber nur als Gasthörer in die Uni geht, und nur ein Fach belegt, und dann sich gar nicht mehr austauschen kann, oder sein Wissen jetzt irgendwo anbringen, finde ich, das reicht nicht. Es muss schon ein Kreis sein, und es muss dann aus diesem Kreis auch – na, was Positives nachher werden“ (Anne Saring 6.43: 28-40).

Helga Rahming bedauert es sehr, dass der viersemestrige weiterbildende Studiengang nicht auf eine ein Jahr längere Ausbildungszeit angelegt ist. Sie fühlt sich fachlich nicht ausreichend ausgebildet:

„Es hätte wenigstens noch ein Semester, besser zwei Semester mehr sein können. Weil das ganze Rahmenprogramm drum herum, das füllte so siebzig Prozent aus und dreißig Prozent nur Ernährungslehre. Und das war ein bisschen wenig (Helga Rahming 7.26: 22-30).

Helga Rahming als ‚Ernährungsberaterin‘ versucht nach dem Abschluss der nachberuflichen Weiterbildungsqualifikation über sieben Kurse der Volkshochschule dieses Defizit an Wissen auszugleichen. Das sind mehr Kurse als sie jemals gleichzeitig in der Universität belegt hatte. Die meisten gewählten Kurse stehen unter dem Thema Gesundheit. Aber auch der Kurs in einer Heimvolkshochschule zu einem Jubiläumstermin und der Trommelkurs können unter das Thema Gesundheit sublimiert werden, denn beide dienen dem eigenen Wohlergehen. Zusätzlich bringt das Wochenendseminar Kommunikationsmöglichkeiten. Der Trommelkurs soll ihr helfen, vorhandene Spannungen abzubauen. Im Grunde sieht sie jedoch in den aneinandergereihten sieben Kursen nur eine zusammenhanglose ‚Kleckersache‘, die überwiegend den Sinn erfüllt, die freie Zeit auszufüllen:

„Ich habe zur Zeit etwa sieben Kurse gebucht bei der Volkshochschule. Dabei sind drei Wochenendseminare, die ja nur über Sonnabend und Sonntag gehen, (...) soviel habe ich noch nie gemacht. Im Endeffekt ist es eine Kleckersache. Das habe ich nur gemacht, um meine Zeit auszufüllen. Es sind allerdings alles Sachen, die mich interessieren. Es sind alles Angebote über Gesundheit. Einer ist dabei, da fahr ich an einem Wochenende in eine Heimvolkshochschule zur Siebenhundertfünfzigjahrfeier, also geschichtlich. Und dann habe ich mir geleistet etwas noch völlig Neues: ich habe mich angemeldet zu einem Wochenendseminar zum Trommeln. Ich werde Trommeln lernen, weil ich mir dachte, diese Spannungen im Körper, die müssen raus“ (Helga Rahming 7.14: 30-60).

Günstiger jedoch als die vielen einzelnen Volkshochschulkurse erscheint ihr wieder ein thematisch fundiertes Studium an der geplanten Friedens-Universität. Dort will sie aktiv einsteigen, sobald diese universitäre Einrichtung ihre Pforten geöffnet hat:

„Nächstes Jahr wird die Friedensuni eröffnet. Da will ich ganz aktiv einsteigen“ (Helga Rahming 7.11: 57-60).

Ein Fernstudium, das weitgehend zu Hause statt finden kann, kommt für Hanna Reich nicht in Frage. Für sie ist es wichtig, aus dem Haus zu gehen und Waschmaschine und Kochtopf hinter sich lassen zu können. Die Nähe zum vereinnahmenden Haushalt würde sie in ihrer Studientätigkeit sehr behindern und ablenken:

„Es hat mir im Kopf rumgespuckt, dass ich ein Fernstudium mache. Ich muss nur sagen, dadurch dass ich aus dem Haus gehe, ist es für mich besser geregelt. Wenn ich das zu Hause machen würde zwischen Waschmaschine und Kochtopf, kann ich mich nicht so gut konzentrieren“ (Hanna Reich 2.39: 18-27).

Ganz offensichtlich bleibt der Bildungsbereich in der biographischen Planung auch nach Abschluss der wissenschaftlichen Weiterbildung ein wichtiger und interessanter Vergesellschaftungsbereich. Doch wird das ‚Herumtappen‘ und Suchen nach neuen Integrationsmöglichkeiten wieder als belastend erlebt.

7.2 Berufsorientierungen und Handlungsräume

Das technisch-naturwissenschaftlich ausgerichtete wissenschaftliche Weiterbildungsangebot thematisiert die vielfältigen neuen Herausforderungen der ‚Risikogesellschaft‘ und die vielfältigen Umweltschädigungen im Bereich des alltäglichen Lebens, und es hat den Anspruch, für nachberufliche Tätigkeiten zu qualifizieren. Berufsorientierungen und Handlungsstrategien dürften deshalb für die Teilnehmerinnen dieses Zertifikatstudienganges eine zentrale Bedeutung haben. Bei ihrer Zulassung werden die Teilnehmerinnen eindringlich darauf hingewiesen, dass der Gedanke der Wiedereingliederung in *außerberufliche* Tätigkeitsfelder bei der Ausbildung leitend ist⁷⁴.

„Es sollte ja kein Hobbystudium sein. Und das wurde immer wieder betont, dass wir eigentlich dann etwas machen sollten daraus“ (Anne Saring 6.27: 18-20).

Dagegen orientiert sich das wissenschaftliche Weiterbildungsangebot „Frauenstudien“ weniger an Tätigkeitsformen. Es werden zwar berufsbezogene Schwerpunkte angeboten⁷⁵, aber vielmehr gründet dieses Weiterbildungsangebot auf den Grundgedanken des Rechtsstaates von Freiheit und Gleichheit und verfolgt emanzipatorische Ziele. Frauen sollen als Benachteiligte nach einer längeren Phase der Arbeit für die Familie Anschluss finden an gesellschaftliche Entwicklungen und neue Orientierungen für eine veränderte Lebenssituation gewinnen. Wegen der unterschiedlichen Schwerpunktsetzung der beiden Studienangebote werden die Daten zur Berufsorientierung in getrennten Kapiteln vorgestellt, um eventuelle Unterschiede aber auch Ähnlichkeiten heraus zu arbeiten.

7.2.1 Berufsorientierungen der Frauen aus dem qualifizierenden Studiengang

Evelyn Bartsch befindet sich bei der Befragung im zweiten Semester. Sie ist überzeugt, ihr neu erworbenes Wissen nach Studienabschluss sinnvoll verwenden zu können. Als ehemalige Krankenschwester ist sie an dem Gesundheitsbereich interessiert und will hier das ernste Problem der Übergewichtigkeit bei Schulkindern als Ernährungsberaterin praktisch angehen. Das Vertrauen in den Erfolg der Ausbildung ist noch ungestört, zumal sie auch individuelle Realisierungschancen sieht:

⁷⁴ Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, dass diese Tätigkeitsfelder nicht mit Tätigkeiten auf dem vorhandenen Arbeitsmarkt konkurrieren sollen, was bei den Familienfrauen in einem mittleren Alter anfangs verdrängt wird.

⁷⁵ Zu diesen berufsbezogenen Schwerpunkten zählen psychosoziale Beratung, Ökologie und Gesundheit, Politik und Bildungsarbeit (Brehmer 1991a: 71).

„Ich will da in Ernährung was machen, weil ich sehe, dass das schon wichtig ist. Auch zum Beispiel mit Kindern darüber zu reden. Fünfunddreißig Prozent der Grundschulkinder sind übergewichtig. Muss man sich mal überlegen! Das kann einem ja wirklich weh tun geradezu! Das wäre so ein Tätigkeitsfeld, das mir Spaß machen würde“ (Evelyn Bartsch 8.8: 17-24).

So zielgerichtet sind die Planungen von Gerda Niklas nicht. Nach der Abschlussprüfung steht sie ratlos und ohne konkrete Angebote da. Das Spektrum ihrer Fähigkeiten und der sie interessierenden Bereiche ist sehr breit, so sind ihre Vorstellungen offen und diffus. Sie ist davon überzeugt, dass es ganz egal ist, wo sie sich einbringt, es würde immer etwas dabei rauskommen, wenn sie irgendwo tätig sein würde:

„Ich weiß im Moment auch gar nicht bei meiner Vielschichtigkeit, wo soll ich mich jetzt effektiv einsetzen. Geh ich in die Politik? Was machst du? Umweltschutz? Zum Beispiel liegen mir auch Kinder sehr am Herzen. Ich würde sehr gern zum Senator für Jugend gehen oder in der Richtung was machen. Man sieht ja, es fehlt an allen Ecken und Enden. Und ich bin im Moment nicht ganz schlüssig, was ich so machen soll. Mir liegt meine naturwissenschaftliche Ausbildung sehr am Herzen. Ich glaube, wenn ich mich für irgend etwas einsetze, ganz egal was, es kommt was dabei raus“ (Gerda Niklas 10.10: 29-41).

Bei Anne Saring, die sich in der Abschlussprüfung befindet, geht die Sicherheit verloren, dass das erworbene Wissen in eine sinnvolle gesellschaftliche Tätigkeit eingebracht werden kann. Sie sieht sich für eine Tätigkeit durch den Studiengang nicht ausreichend qualifiziert und stellt fest, dass das breit gefächerte viersemestrige Studienangebot zwar als eine sinnvolle *Beschäftigung* sehr „schön“ ist, dass für eine *Berufstätigkeit* solch ein begrenztes Studienangebot jedoch nicht ausreicht. Ihre Überlegungen darüber, wie das Studienangebot für eine anschließende Tätigkeit gestaltet sein sollte, bricht sie erfolglos und abrupt ab, denn die breite Ablehnung der qualifizierten Frauen aus dem weiterbildenden Studiengang auf dem Arbeitsmarkt macht weitere Überlegungen überflüssig:

„Also, um sich zu beschäftigen, ist dieses breit Gefächerte, wie wir es angeboten bekommen, sehr schön. Aber um etwa darauf einen Beruf aufzubauen, muss ich sagen, müsste das doch – wird überall abgelehnt“ (Anne Saring 6.38: 1-17).

In der Tatsache, dass ihre Qualifizierung zur „Ökoassistentin“ beruflich nicht anerkannt ist, sieht Anne Saring den Hauptgrund für die Ablehnung auf dem Arbeitsmarkt. Institutionelle Hilfe über das Arbeitsamt steht ihr nicht zur Verfügung, auf standardisierte Programme oder auf ein klar umschriebenes Berufsbild kann sie nicht zurückgreifen. Um ihr erworbenes Wissen in irgendeine Tätigkeitsform einzubringen, die sie „irgendwo“ umsetzen will, ist sie ganz auf sich gestellt:

„Das nennt sich Ökoassistentin, was ich jetzt da erreicht habe nach diesem zweijährigen Studium, wenn ich meine Prüfung bestehe. Weil das kein anerkannter Beruf ist, kann ich nicht zum Arbeitsamt gehen und sagen: ich möchte jetzt eine Stelle irgendwo als Ökoassistentin antreten. Es bleibt nur noch, sich privat irgend etwas zu suchen“ (Anne Saring 9.19: 1-8).

Sie strebt zwar *nur* eine marginale Tätigkeit als Referentin an, aber sie lässt sich auf eine höchst individualisierte Tätigkeit ein. Sie allein ist Organisatorin der geplanten Unternehmungen. Bei ihren Überlegungen und Planungen knüpft sie an ihre Erfahrungen aus dem Berufsleben an. Bilder aus der erlebten Berufswelt verbindet sie mit Vorstellungen für eine zukünftige sinnvolle Tätigkeit. Sie weiß, dass in den Krankenhäusern Entsorgungsprobleme bestehen. In ihrer Abschlussarbeit hat sie das Müllproblem im Krankenhaus bearbeitet. Es liegt nun nahe, dieses Wissen auch in das Krankenhaus hinein zu tragen in der Form von Referaten und Ausstellungen. Ihr ‚Insider-Wissen‘ vermittelt ihr auch relativ konkrete Vorstellungen, wie diese Wissensvermittlung vor sich gehen könnte. Vorgehensweisen und einführende Ansprache sind bereits formuliert: „Ich komme zu Euren Besprechungen und erzähle etwas über den Wert des Abfalls in Ihrem Krankenhaus“. Aber Selbstverarbeitung, Selbstplanung und Selbstherstellung eines tragfähigen Konzeptes stellen hohe Anforderungen und bedrohen das Projekt. Das, was ihr im Wege steht, kann sie nicht so leicht benennen. Sie beendet die mühevollen Suche nach Erklärungen kurzum damit, dass sie die Gründe bei sich selber sucht und sich als zu schüchtern bezeichnet. Es fällt schwer nachzuvollziehen, dass sie in ihrer Familienrolle und in ihrer Rolle als Stationsschwester Schüchternheit praktizieren konnte. Auch die, die sie kennen, weigern sich, sie als schüchtern zu bezeichnen. Es ist eher anzunehmen, dass Unsicherheit ein behindernder Faktor ist und dass nicht so sehr in ihrer Person sondern in der strukturellen Überforderung die Problematik liegt:

„Ich habe mich in meiner Abschlussarbeit mit dem Müll im Krankenhaus beschäftigt und habe dort auch vorgeschlagen, dass man mal für das Krankenhaus Referate auf den Stationen halten kann oder in den Krankenpflegeschulen. Als Stationsschwester hatten wir einmal im Monat Sitzungen, wo alles besprochen wurde, was anfällt. Da könnte man auch anbieten: ‚Ich komme zu Euren Besprechungen und erzähle etwas über den Wert des Abfalls in Ihrem Krankenhaus‘. Oder Ausstellungen organisieren. Das hatte ich vor bislang. Aber ich glaube nicht, dass ich das machen werde. Weil ich also doch – ja, ich weiß nicht, ich denke von mir, ich denke, - ich bin schüchtern. Jeder, der mich kennt, sagt: das ist Quatsch. Was du erzählst! Du machst einen so sicheren Eindruck“ (Anne Saring 6.19: 9-25).

Der folgende Interviewausschnitt macht die Dramatik der Auseinandersetzung zwischen dem Für und Wider einer aus dem Studium abgeleiteten individuellen Tätigkeit deutlich, die sie bereits beim Aufwachen beschäftigt. Nach zwei Jahren des Studiums befindet sie

sich in einer zwiespältigen Situation und fühlt sich hin und her gerissen zwischen Aktivitätsdrang und Resignation, zwischen der Verlockung einer Chance und der Furcht vor einem Risiko. Sie bewegt sich aber auch zwischen zwei Anspruchspolen: Einerseits will sie der Gesellschaft nutzen, nachdem ihr diese Bildungsinvestition ermöglicht wurde, die zwei Bildungsjahre dürfen nicht „umsonst“ gewesen sein. Auf der anderen Seite steht ihr Anspruch auf eine sinnvolle Tätigkeit den Ansprüchen ihres Ehemannes auf Versorgung gegenüber, denen sie ebenfalls gerecht werden will. Das Risiko, letztendlich beruflich ohne Erfolg zu sein aber auch ohne Ehemann da zu stehen, erscheint ihr als sehr hoch:

„Ich kämpfe mit mir, ob ich diese erworbenen Fähigkeiten aus dem Studium ausnütze, ob ich das in Angriff nehme. Ich kämpfe damit. Eigentlich, wenn ich morgens aufwache, denke ich: du müsstest, du müsstest das jetzt machen, sonst wären die zwei Jahre umsonst gewesen. Auf der anderen Seite hätte ich dann wieder Kämpfe mit meinem Mann ausstehen, um etwas zu machen“ (6.40:1-13). „Ich möchte nun nicht, dass mein Mann sich anders orientiert, und ich vielleicht dann ohne Beruf und ohne Mann da sitze“ (Anne Saring 6.10: 55-60),

Zusätzlich kommen Minderwertigkeitsgefühle durch professionelle Konkurrenz mit ins Spiel. Bei ihren Erhebungen zur Abschlussarbeit ist sie in Kontakt gekommen zu einer vollberuflich tätigen Entsorgerin. Einerseits sieht sie, dass in der Grauzone des Arbeitsmarktes die Tätigkeitsformen häufig nicht sehr ausgereift sind, andererseits verliert sie völlig ihr Selbstvertrauen, wenn sie sich mit der professionellen Entsorgerin vergleicht. Ganz im Gegensatz zu einer Ökoassistentin besitzt die Entsorgerin das Privileg, nach einer intensiven Berufsausbildung eine vom Arbeitsmarkt anerkannte Berufsqualifizierung zu besitzen. Mit dieser beruflich anerkannten und etablierten Entsorgerin müsste sie um Tätigkeitsfelder konkurrieren. Die Sequenz: „was du schon weißt“ spiegelt deutlich das Gefühl der Unterlegenheit und der Resignation wieder. Auch wenn ihr die Entsorgerin bestätigt, dass sie viel „Ahnung“ hat, so ist sie für die Entsorgerin doch nicht die ernst zunehmende Kollegin und Ökoassistentin, sondern eine erstaunlich gut informierte Stationschwester, die sich anders verhält, als die Stationsschwestern, mit denen sie viele „Kämpfe“ austragen muss. Offensichtlich ist bei den Stationsschwestern ein Aufarbeitungs- und Informationsbedarf noch nicht abgedeckt, wenn es zu Kämpfen kommt. Dies wäre ein Grund für zusätzliche Veranstaltungen. So schwankt sie wieder eher hin zu der Überzeugung, dass ihre Tätigkeit sinnvoll wäre. Es fehlt ganz offensichtlich eine Impuls gebende Kraft, die das Hin- und Herpendeln der Stimmungen austariert:

„Der eine Teil sagt: ja, nun mach das doch! Mein Gott, was andere für ‘nen Quatsch erzählen. Größer kann dein Quatsch auch nicht sein, den du erzählst. Aber auf der anderen Seite denke ich: was hast du schon groß anzubieten. Ich habe mit der Dame in diesem Krankenhaus, als ich meine Recherchen gemacht habe, gesprochen; die ist Entsorgerin und die hat bei der Dekra ihre Ausbildung gemacht. Die hat zu mir gesagt: ach, Sie haben aber Ahnung! Sie haben ja mehr Ahnung als meine Stations-schwester hier, mit denen ich meine Kämpfe austrage‘. Ja, ich habe mich damit beschäftigt. Aber die Ahnung, die die Frau hatte nach zwei Jahren Ausbildung zur Entsorgerin – ! Die hat jeden Tag acht Stunden in der Schule gesessen, zwei Jahre lang, hat dann eine Prüfung gemacht, war Entsorgerin, ein anerkannter Beruf. Sie weiß das alles von jedem Bereich, was sie wissen muss. Den Rest hat sie sich dann in der Praxis angeeignet. (...) Diese Entsorgerin ist dann rumgerannt in dem großen Krankenhaus, hier gemacht, und da gemacht und wusste über alles Bescheid. Dann saß sie an ihrem Computer, machte ihre Eingaben. Und darum denke ich: Ach, was du schon weißt, das wissen die alle schon. Das ist wieder die andere Seite. Das wechselt je nach Stimmung“ (Anne Saring 6.41: 1-32).

Der resignativen Stimmung folgt wieder die Absicht, ihre Referate anzubieten. Sie sieht einen Bedarf dafür und macht sich Mut, denn sie kennt die Oberin, die froh ist, entlastet zu werden, hört schon ihre zufriedene Zustimmung. Aber trotzdem „grault“ sie sich vor dieser Aktion. Sie fürchtet, den Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Ihr Selbstbewusstsein ist noch nicht stabilisiert:

„Jetzt setzt du dich hin, jetzt machst du ein Referat und dann bewirbst du dich irgendwo. Eigentlich bin ich überzeugt, dass mir einer zuhören würde. ‚Kommen Sie, machen Sie mal die Stationsbesprechung!‘ Die Oberin ist froh, wenn andere das übernehmen, schätz ich, weil ich weiß, wie das bei uns war. Auf der anderen Seite graule ich mich eben davor“ (Anne Saring 6.41: 33-48).

Auch Helga Rahming sucht Selbstbewusstsein durch Anerkennung. Bei dem Versuch, in der Arbeitswelt wieder Fuß zu fassen, stößt sie auf Schwierigkeiten. Nach mehr als zwei Jahrzehnten der Berufstätigkeit als Schlossermeisterin und Bauleiterin und nach einer ausschließlichen Familienzeit, in der sie ihre Kindern groß gezogen hat, hat sie den dringenden Wunsch, neben dem reduzierten Bereich der Familie sich wieder in gesellschaftliche Bereiche einzubinden. In ihrer Sichtweise rechtfertigen ihre Bildungsbemühungen ihren Anspruch auf Beteiligung an gesellschaftlichen Projekten:

„Wenn ich mir den Platz selbst gesucht habe und drum gekämpft habe, dann bin ich ehrlich genug, dann will ich ihn auch beanspruchen, aber eben aus dem Grunde, weil ich ihn für mein Selbstbewusstsein brauche, für meine Zufriedenheit“ (Helga Rahming 7.23: 52-57).

Der Wunsch, nach dem qualifizierenden weiterbildenden Studiengang ganz aktiv in Tätigkeitsbereiche einzusteigen, ist bei Helga Rahming stark vorhanden. Sie will unbedingt aus dem Haus gehen können. Die ungeordneten Suchbewegungen, das orientierungslose blind-

de „Rumtappen“ und Suchen nach Möglichkeiten des Einstiegs in Arbeitsfelder und die Ratlosigkeit werden als sehr belastend erlebt:

„Ich will also ganz aktiv einsteigen. Ich habe im Kopf schon so ein bisschen was, dass ich auf jeden Fall von zu Hause weg bin. Aber da die Schienen noch nicht gelegt sind – bildlich gesprochen – und ich noch so rumtappe, was mach ich denn nun, und was wird aus mir, dann empfinde ich es im Augenblick als Katastrophe (Helga Rahming 7.12: 10-16).

Ein weiterer wichtiger Grund für eine Tätigkeit außerhalb ihrer Wohnung ist der, dass Helga Rahming Außenkontakte braucht, um ihre persönlichen Probleme aufarbeiten zu können. Zu Hause leidet sie unter einem Kommunikationsdefizit. Die Kinder sind aus dem Haus, ihr Ehemann ist viel beschäftigt. „Mutterseelenallein“, in der Familie auf sich gestellt, sieht sie sich dramatisch von Krankheit und Tod bedroht:

„Ich kriege meine Probleme meiner Mentalität entsprechend nicht in den Griff, wenn ich hier mutterseelen alleine bin und keine Kommunikation habe. Das ist sozusagen für mich der Tod, oder für mich krankheitsauslösend“ (Helga Rahming 7.10: 18-30).

Im Haushalt unterbeschäftigt und unterfordert zu sein und für die Aufnahme einer sinnvollen Arbeit keine Perspektive zu haben, wird wiederholt als „katastrophal“ beschrieben. Nach einer langen Berufs- und Familientätigkeit wird die Ausgrenzung als ungerechte Zurücksetzung erfahren. Mit dem zunehmenden Lebensalter sieht Helga Rahming die Möglichkeiten für einen Einstieg immer weiter schwinden:

„Ich habe nichts zu tun. Den Haushalt, den werde ich nicht als was tun. Das ist ja eine negative Sache für mich. (...) Aber da ich noch nicht weiß, und meine Möglichkeiten immer mehr schwinden, ich gar nicht weiß, wo kann ich denn arbeiten gehen, und wie kann ich das machen, dann finde ich das als katastrophal“ (Helga Rahming 7.11: 28-45).

Diese Unruhe mündet schließlich im Unglücklichsein. Zeiten der Überforderung waren eher zu ertragen als jetzt diese Zeit der Unterforderung und Orientierungslosigkeit. Ausgeschlossen zu sein aus der Gesellschaft, macht sie „todunglücklich“:

„Die Tendenz ist, dass ich solange nicht unglücklich war. Jetzt, jetzt würde ich das Wort unglücklich manchmal benutzen. Ich bin todunglücklich, einfach, weil ich nicht weiß, was ich machen soll“ (Helga Rahming 7.8: 53-59).

Das Fazit ihrer Bemühungen ist, dass sie es heute bedauert, nicht rechtzeitig wieder in den Beruf eingestiegen zu sein. Sie sieht darin den größten Fehler ihres Lebens, an dem ihr Ehemann beteiligt ist, weil er ihre Berufstätigkeit nicht wünschte, den sie selber aber auch zu vertreten hat. Die kurzsichtige Meinung, erst nachdem die Kinder erwachsen sind, wieder in die Arbeitswelt einsteigen zu wollen, erkennt sie als einen Fehler. Sie bewertet es als falsch, dass sie sich in ihrer erwerbsarbeitslosen Familiensituation für bevorrechtigt

hielt, weil sie es nicht nötig hatte zu arbeiten und dass sie die armen berufstätigen Frauen eher noch bedauerte, weil sie ihre Kinder nicht ausreichend betreuen konnten. Diese Meinung hat sie total revidiert. „Um jeden Preis“ würde sie einen solchen Fehler nicht wiederholen. Sie würde heute viel eher wieder einsteigen:

„Mit meinen heutigen Kenntnissen würde ich um jeden Preis, wenn die Kinder so in etwa zehn Jahre alt sind, zusehen, im Beruf wieder Fuß zu fassen. Um jeden Preis. Das habe ich damals nicht gemacht, einmal weil mein Mann es nicht wollte, und zum anderen, weil ich ja auch meinte, ich hab es ja nicht nötig, und mich unter Umständen sogar darin sonnte und die anderen Frauen bedauerte, die nun also sozusagen einem Job nachgehen müssen und die Kinder nicht betreuen können. Das war also – davon bin ich völlig weg, das war völlig falsch. Das war der größte Fehler meines Lebens, diesen Fehler würde ich nicht noch einmal machen“ (Helga Rahming 7.21: 47-59).

Auch Gerda Niklas macht negative Erfahrungen bei dem Versuch, mit dem erworbenen Wissen wieder in die Erwerbsarbeit einzusteigen. In ihrer sehr guten Abschlussarbeit über Sondermüll hat sie ihre Qualifikation bewiesen, und sie wurde aufgefordert und ermutigt, ihre Kenntnisse und Ergebnisse in den Entsorgungsbereich einzubringen:

„Ich habe eine Abschlussarbeit gemacht über Sondermüll im Haushalt, und habe dann hier siebzig Leute befragt, wie sie sich so verhalten, wo sie ihren Sondermüll lassen und die Arbeit liegt hier vor dir. Sie ist mit sehr gut bewertet worden, und ich soll das auch ja in die Tat umsetzen“ (Gerda Niklas 10.4: 14-20).

Sie bewirbt sich um die freie Stelle für Öffentlichkeitsarbeit bei der Stadtreinigung. Im Betrieb der Stadtreinigung hat sie ihre Untersuchungen durchgeführt und rechnet sich nun auf Grund ihrer guten Kontakte zu den Mitarbeitern gute Chancen für eine Einstellung aus. Sie glaubt, dass sie eine ehemalige Stewardess auf diesem Posten ohne Schwierigkeiten ablösen kann und versucht, ihre Eignung mit der Vorlage ihrer sehr guten Abschlussarbeit zu beweisen. Trotzdem erhält sie auch von anderen Einrichtungen eine enttäuschende Absage. Den Grund für diese Ablehnungen sieht sie nicht in ihren mangelhaften Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern eher in den gesundheitlichen Einschränkungen:

„Jetzt habe ich mal angefangen, mich zu bewerben überall. Ich hab die Arbeit ja eigentlich mit der Stadtreinigung zusammen gemacht und bin da sehr viel gewesen, bei dem Leiter des Labors da. Und hab mich auch da beworben, da war die Stelle frei für die Öffentlichkeitsarbeit. Da war vorher eine Stewardess drauf. Gut, habe ich gedacht. Du hast jetzt die Arbeit gemacht, hatte denen auch zwei Exemplare geschickt. Haben mir aber einen abschlägigen Bescheid geschickt. Habe mich dann auch beim Naturschutzbund beworben. Also, ziemlich viel. Nun ist aber mein Gesundheitszustand nicht so toll. Wie gesagt, ich habe allergisches Asthma“ (Gerda Niklas 10.4: 19-34).

Der Anspruch an Entfaltungsmöglichkeiten in den angestrebten Tätigkeiten ist hoch. Es ist vor allem wichtig, dass -„ganz egal wie“- über diese Tätigkeitsformen die eigene kreative Entfaltung ermöglicht wird, dass die Mitwirkung am gesellschaftlichen Entwicklungspro-

zess gewährleistet ist, um notwendige gesellschaftliche Veränderungen einzuleiten oder mindestens auf Missstände aufmerksam machen zu können. Der Umweltschutz erscheint Gerda Niklas als ein lohnendes und interessantes Arbeitsfeld. Ein Interesse an reinen Routinetätigkeiten, so wie sie sie in den sechsundzwanzig Jahren ihrer Berufstätigkeit ausgeübt hat, besteht bei Gerda Niklas nicht:

„Ich möchte was bewegen, ich möchte was verbessern, ganz egal wie“ (10.11: 5). „Die Tätigkeit sollte so aussehen, dass ich mich da kreativ entfalten kann, dass ich was bewegen kann, dass ich etwas möglichst verbessern oder darauf aufmerksam machen kann. Zum Beispiel im Umweltschutz, da ist soviel zu machen. Die Leute werden überhaupt nicht informiert oder sehr wenig, wie sie sich verhalten sollen. (...) Irrendwelche Routinetätigkeiten möchte ich nicht mehr übernehmen. Die habe ich ja als chemisch technische Assistentin sechsundzwanzig Jahre lang gemacht“ (Gerda Niklas 10.12: 43-56).

Auch eine selbständige Tätigkeit wird angedacht und ein entsprechender Vorbereitungskurs besucht. Doch ist dieses Vorhaben bedroht durch eine mangelhafte finanzielle Ausstattung. Nach der Erfahrung von Gerda Niklas verweigern Banken Existenzgründungsdarlehen an über Fünfzigjährige. Die Familie in das Geschäftsrisiko mit einzubinden, kommt jedoch nicht in Frage und wird als Zumutung verworfen:

„Gut, da habe ich dann diesen Kursus noch mitgemacht, der angeboten wurde: wie mache ich mich selbständig? Ich war dann zu dieser Zeit auch arbeitslos gemeldet ohne Bezüge und hab mich dann mal sachkundig gemacht. Du kriegst, wenn du über fünfzig bist keinen Kredit mehr. Wie machst du dich selbständig? Das heißt doch, wenn du von irgend einer Bank Kredit kriegst, muss die ganze Familie dafür haften. Das kann ich meiner Familie nicht zumuten. Wenn ich da baden gehe, oder das nicht funktioniert, kann ich meine ganze Familie damit reinreißen. Für mich ist dieses Thema total gestorben“ (Gerda Niklas 10.11: 21-33).

Obwohl diese Versuche enttäuschen, bleiben die befragten Frauen beharrlich in ihrem Anspruch, teilzeitlich außerhalb der Familie tätig zu sein. Eine vollzeitige Tätigkeit wird als zu belastend empfunden. Das Widerstreben gegenüber einem strengen zeitlichen Arrangement wird von Evelyn Bartsch deutlich geäußert. Zwei bis drei Tage in der Woche möchte sie künftig als Ernährungsberaterin tätig sein:

„Voll berufstätig möchte ich nicht sein. Das ist mir einfach zu viel. Ich möchte nicht jeden Morgen um acht Uhr antreten, um dann bis fünf Uhr zu arbeiten. Das würde ich auch nicht als ideal finden. Aber so zum Beispiel Lehrgänge machen an bestimmten Tagen in der Woche, meinerwegen eine Ernährungsberatung in der Praxis meines Mannes, was mir da so vorschwebt, ihm auch so – was er sich auch vorstellt. Vielleicht auch so in einer Praxisgemeinschaft mit mehreren Ärzten. Also, vielleicht an drei Tagen in der Woche. Das würde ich gut finden. Aber so den ganzen Tag in der Woche arbeiten, das würde ich nicht so gern“ (Evelyn Bartsch 8.4: 47-57).

Auch die anderen befragten Frauen des qualifizierenden wissenschaftlichen Weiterbildungsangebotes suchen eine anspruchsvolle Tätigkeit, die sie fordert aber nicht voll vernimmt. Sie haben nicht die Absicht, sich zeitlich wieder unter Druck zu setzen:

„Für mich wäre das Problem gelöst, wenn ich kontinuierlich ein bis zwei Mal in der Woche irgendwo hinginge, und da auch gefordert wäre“ (Helga Rahming 7.10: 40-44). „Also, eine volle Berufstätigkeit möchte ich nicht mehr. Ich habe einfach zu Hause noch soviel zu tun“ (Irmgard Heise 9.13: 10-11).

7.2.2 Berufsorientierungen der Frauen aus den ‚Frauenstudien‘

Für Hanna Reich ist es wesentlich, dass sie „irgendwo“ einsteigt, um auch weiterhin soziale Bindungen zu haben; sei es in einem Verein oder in einer Berufstätigkeit. Auf keinen Fall will sie ihre Zeit nur zu Hause verbringen „allein im Kämmerchen“ oder dauernd auf Reisen. Für sie sind besonders eigene soziale Beziehungen und eigene Ziele außerhalb ihrer Familie wichtig, um ihre alte Familienrolle abzulegen und um eigene Wege zu gehen:

„Ich muss die Möglichkeit haben, irgendwo einzusteigen wieder. Also irgendwie soziale Bindungen zu haben. Ob das über den Sportverein oder Freundinnen sind, oder über einen Beruf. Dass ich mich nur ganz allein in mein Kämmerchen setzen würde, mit genug Geld und dann sage, ich könnte heute hierhin reisen oder morgen dahin und den schönen, den angeblich schönen Dingen des Lebens zugetan, - ist nicht mein Ding“ (Hanna Reich 2.38: 39-50). „Einfach nicht mehr zu Hause zu bleiben, nicht mehr für alle Dinge ansprechbar zu sein, sondern für mich ein Ziel zu haben“ (Hanna Reich 2.27: 39-42).

Die Möglichkeit, noch einmal in ein Vollstudium einzusteigen, wird von Hanna Reich aus zeitökonomischen Gründen verworfen. Sie ist neunundvierzig Jahre alt und will lieber auf alte berufliche Erfahrungen zurückgreifen, diese erweitern und etwas daraus machen:

„Ich würde vielleicht eher auf Erfahrungen zurückgreifen, wo ich mich sicher fühlen würde. Also, zusätzlich etwas Neues lernen und sagen, daraus mache ich noch mal einen Beruf – ich werde nächstes Jahr fünfzig – das wäre ein Vollstudium, das möchte ich nicht“ (Hanna Reich 2.35: 23-48). „Eventuell doch einen Computerlehrgang zu machen, mal gucken, wie es im Büro ist (Hanna Reich 2.27: 38).

Für einen späteren Berufseinstieg entwickelt Hanna Reich einen ganz konkreten Zeitplan. Unsicher ist sie, ob sie mit ihrem Ehemann eine gemeinsame Berufsarbeit übernehmen will. Er orientiert sich auch gerade neu. Eine gemeinsame Tätigkeit könnte die Beziehung wieder enger gestalten, sie beide würden nicht so weit auseinander driften. Sicher ist sie aber darin, dass auf der alten Basis eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich ist. Sie wäre nicht mehr bereit, weiterhin nur unterstützend zuzuarbeiten und Hilfsdienste zu übernehmen, sondern sie würde jetzt einen gleichwertigen Part in der gemeinsamen Arbeit beanspruchen:

„Ich möchte ganz gerne vier Jahre noch richtig tätig sein und was erreichen damit. Ich könnte mir vorstellen so bis zweiundfünfzig zu studieren, mich berufsmäßig auf irgend etwas vorzubereiten, dann irgendwie in einen Beruf einsteigen. Obwohl ich nicht weiß, weil mein Mann ja jetzt sich auch neu orientiert, ob ich da dann irgendwie mitmache. Dass die Schere nicht zu weit auseinander klafft. Aber dann auf einer ziemlich gefestigten Basis nicht so als Sekretärin oder Buchhalterin, sondern ich sage: ich mache den Part und du machst den Part und irgendwo können wir uns dann ergänzen (Hanna Reich 2.37: 31-60).

Während der ‚Frauenstudien‘ sind die Überlegungen von Hilde Wolf auf eine Berufsausübung als Kindertherapeutin ausgerichtet. Sie wünscht eine Teilzeittätigkeit. Die Institutionen erwarten von ihr aber eine Vollzeittätigkeit. Als Quereinsteigerin mit einer Erzieherinnenausbildung ist sie im Beruf benachteiligt. Auch der Weg in die Selbständigkeit erweist sich als „schlechter“ und aufwendiger Weg, denn sie beabsichtigt nur im beschränkten Umfang, Kinder zu therapieren. Dafür Räumlichkeiten bereit zu stellen, wäre zu aufwendig. Deshalb würde sie lieber als Honorarkraft arbeiten. Letztendlich entscheidet sie sich wegen der vielen Schwierigkeiten für die Einstufungsprüfung und ein Vollstudium. Durch einen Studienabschluss als Pädagogin hofft sie ihre beruflichen Chancen später bedeutend zu erhöhen:

„Ich würde auch heute lieber so in der Kindertherapie arbeiten. Merke aber auch, dass in der Regel von den Institutionen Vollzeit erwartet wird und dann die Therapeuten-ausbildung. Mit meiner Erzieherinnenausbildung bin ich nur Quereinsteigerin. (...) Mir fehlt das Vollstudium. Da ich nicht selbständig bin und mir auch denke, es lohnt sich nicht für ein zwei Kinder und ich ja auch die Räumlichkeiten bräuchte, ist es für mich der schlechtere Weg. Ich würde lieber als Honorarkraft irgendwo tätig sein, weil ich also die Möglichkeiten so noch nicht sehe, mich plötzlich selbständig zu machen und einen Raum zu mieten und die ganze Einrichtung (Hilde Wolf 1.11: 30-60).

Erika Hasper denkt ebenfalls an eine Therapeutentätigkeit und knüpft dabei an frühere Berufserfahrungen und bestehende Modelle an. Vorbeugend will sie das schwer belastete Pflegepersonal durch eine Gesprächsführung und Gesprächstherapie entlasten und sieht darin ein sinnvolles und interessantes Arbeitsfeld:

„Was mich interessiert, ich mache Gesprächsführung, Gesprächstherapie. Es kam mir die Idee, ich möchte gern da, wo schwer belastetes Pflegepersonal ist, so eine Gesprächsgruppe machen, um diese Erscheinungen, die ich selbst durchlebt habe, anderen ja nicht zu ersparen, das geht ja nicht, aber ihnen zu helfen, da nicht so rein zu geraten. Also, Gesprächsführung, Gesprächstherapie für Pflegepersonal. Ich weiß, das gibt es schon für Ärzte“ (Erika Hasper 5.16: 2-15).

Obwohl Erika Hasper die Hochschulreife hat und auf eine Einstiegsprüfung nicht angewiesen wäre, strebt sie kein Vollstudium mehr an. Mit sechsundfünfzig Jahren ist sie die älteste der befragten Frauen des Frauenstudienganges. Lieber engagiert sie sich zielstrebig

in den ‚Frauenstudien‘, um ihr Ziel zu erreichen. Sie will Gesprächsführung professionell anbieten. Damit verbunden ist der Wunsch, Geld zu verdienen:

„Ein Vollstudium habe ich schon in Erwägung gezogen. Aber es sind so viele Antennen gezückt. Ich finde es wahnsinnig interessant. Also, da ich kein Englisch kann, kann ich auch nicht Psychologie studieren. Ich möchte schon gern auf der einen Seite studieren, noch ein Vollstudium: Soziologie, Pädagogik, Psychologie da irgendwo mit rein, finde ich wahnsinnig spannend. Wo ich so meine Schwierigkeiten sehen würde, dass ich mich wieder dazu bringe, so gut wie möglich und so schnell wie möglich das zu tun. Das sind so meine Befürchtungen. Das wollte ich eigentlich nicht mehr, mir soviel Zeit geben. Aber dieses Studium hier ist ja auch schon sehr aufwendig. Was einen großen Raum einnimmt, ist diese Gesprächsführung. Also, ich denke, ich könnte auch weiter studieren. Aber ein bißchen eigenes Geld finde ich dann auch nicht schlecht“ (5.19: 38-60; 5.20: 1-12). „Ich erlebe jetzt das erste Mal nach zwanzig Jahren, wie es ist, ohne eigenes Einkommen zu sein. (..) Wobei bei uns das Geld nicht so eine große Rolle spielte. Da ist schon eine soziale Absicherung vorhanden. Ich weiß nicht, was ich davon finanzieren will, ich möchte nur eigentlich wieder so ja selbst verdienen“ (Erika Hasper 5.18: 32-51).

Obwohl sie eine gute finanzielle Absicherung von dem Zwang befreit, Geld verdienen zu müssen, versteht sie es als einen Erfolg und als Bestätigung, eigenes Geld zu verdienen.

7.2.3 Berufsorientierungen der Frauen beider Studiengänge im Vergleich

Betrachten wir beide Studiengruppen im *Vergleich*, dann fällt auf, dass die Frauen beider Gruppen an einer Umsetzung ihres neuen Wissens in einem Tätigkeitsbereich interessiert sind. Bei ihren beruflichen Vorstellungen knüpfen sie überwiegend an alte berufliche Erfahrungen oder an die Studieninhalte an. Deutlich ist jedoch der Druck zu spüren, der auf den befragten Frauen des qualifizierenden Studienganges lastet, unbedingt aus dem ‚Bildungsprivileg‘ eine gesellschaftlich sinnvolle Tätigkeit zu entwickeln. Der anfänglichen Euphorie während des Studienganges folgt hier überwiegend bittere Enttäuschung bei den Umsetzungsversuchen.

Es werden von den Frauen des qualifizierenden Studienganges, von denen drei Frauen den Abschluss erreicht haben oder in der Abschlussprüfung ‚stecken‘, deutlich die Schwierigkeiten einer beruflichen Integration geschildert. Sie wirken in ihrem Bemühen um anschließende Tätigkeiten verkrampft und weniger optimistisch. Individuell organisierte Tätigkeitsformen auf selbständiger Basis im öffentlichen Bereich sind bedroht durch Überforderungen. Es kommt zu einer Art ‚Torschlusspanik‘. Das durchschnittlich höhere Alter

der Teilnehmerinnen aus dem qualifizierenden Studiengang⁷⁶ (s. Tab. 1) könnte dafür verantwortlich sein. Denn in einem höheren Alter sind die Chancen auf Eingliederung noch niedriger. Ruhiger und zielstrebig werden berufliche Planungen von der jüngsten befragten Teilnehmerin des qualifizierenden Studienganges entwickelt.

Bei den befragten Frauen der ‚Frauenstudien‘, die durchschnittlich jünger sind, sind die zu erwartenden Handlungsspielräume größer. Die befragten Frauen wirken in ihren beruflichen Planungen sicherer und hoffnungsvoller. Das Angebot einer höheren Qualifizierung durch ein Vollstudium ist geeignet, gegenwärtige Eingliederungsschwierigkeiten zu überbrücken und lässt hoffen, dass die Handlungsmöglichkeiten nach dem Studium zufriedenstellender sein können. Es entsteht der Eindruck, dass das Alter der befragten Frauen für den Erwerb von beruflichen Handlungsräumen eine größere Rolle spielt als die Studienrichtung.

7.2.4 Ehrenamtliche Orientierungen und Handlungsräume

Für alle befragten Frauen gilt, dass sie auf einen Zuverdienst nicht angewiesen sind. Sie haben gut verdienende Ehemänner und teilweise eigene Nebeneinkünfte. Trotzdem ist ihr Interesse für ehrenamtliche Arbeit nicht stark ausgeprägt. Die befragten Frauen aus dem emanzipatorisch ausgerichteten wissenschaftlichen Weiterbildungsangebot ‚Frauenstudien‘, lehnen nun unter einer emanzipatorischen Perspektive vor allem soziale ehrenamtliche Arbeit in ihrer gegenwärtigen Situation ab. Da das soziale Ehrenamt als unentgeltliche oder gering entlohnte Arbeit besonders den Frauen zugewiesen wird, sehen sie im Ehrenamt eine Benachteiligung der Frauen gegenüber den Männern und den Professionellen. Erika Hasper ist der Meinung, dass sie ihre Verpflichtung zu ehrenamtlicher Tätigkeit oder zu schlecht oder gar nicht bezahlten Ämtern bereits übererfüllt hat. Für sie kommt ehrenamtliche Arbeit nicht mehr in Frage:

„Von ehrenamtlicher Arbeit halte ich gar nichts. Ich hab Ehrenamt und alle möglichen Ämter bis in alle Ewigkeit schon genug übernommen“ (Erika Hasper 5.15: 1).

Auch wenn diese entschiedene Haltung von Erika Hasper deklariert wird, so wird diese Abstinenz nicht durchgehalten. Sie vermeidet zwar ein soziales Ehrenamt, aber sie enga-

⁷⁶ Das höhere Durchschnittsalter der befragten Frauen beruht auf dem hohen früheren Zulassungsalter von ca. 54 Jahren, das so hoch angesetzt wurde, um Konkurrenz für den Arbeitsmarkt auszuschließen (Kaul 1995: 42). Erst später wurde das Zulassungsalter auf ca. 45 Jahre herunter gesetzt

giert sich neben dem weiterbildenden Frauenstudiengang wieder verstärkt im politischen Ehrenamt, weil sie der Meinung ist, dass Frauen in der Politik dringend notwendig sind:

„Ich gehöre der SPD schon zweiundzwanzig Jahre an, und ich denke, wenn ich irgend etwas kritisiere, muss ich auch bereit sein, zu den Veränderungen etwas beizutragen. Ich engagiere mich also sehr wieder in der ASF und gehe in den Vorstand von unserem Ortsverein, weil ich denke, Frauen müssen auch in der Politik was tun“ (Erika Hasper 5.23: 2-17).

Die anderen befragten Frauen der ‚Frauenstudien‘ lassen bei der Befragung Ambitionen für die Übernahme eines Ehrenamtes vermutlich auch deshalb nicht erkennen, weil sie offensichtlich mit dem Vollstudium oder mit Praktika und Projekten, die sie teilweise auch in sozialen Einrichtungen ableisten, voll ausgelastet sind.

Ganz anders sieht es bei den befragten Frauen aus dem nachberuflich qualifizierenden Studiengang aus. Sie stehen bei Studienabschluss unter dem Druck, etwas aus ihrer Bildungsinvestition machen zu müssen. Gerda Niklas ist überzeugt, dass ein fehlendes Einkommen in der ehrenamtlichen Arbeit den Wert der erbrachten Leistung herabsetzt. Deshalb wünscht sie sich unbedingt ein Einkommen für ihre erbrachten Leistungen. Ein eigenes Einkommen hebt nach ihren Vorstellungen vor allem das Selbstbewusstsein und bringt Anerkennung:

„Ich möchte ein eigenes Einkommen haben. Ich möchte, wenn ich mich für eine Sache einsetze, möchte ich einen Gegenwert haben. Das hebt das Selbstbewusstsein und zeigt ja auch, dass man anerkannt ist. - Also, ehrenamtlich würde ich auf keinen Fall arbeiten mögen“ (Gerda Niklas 10.13: 55-60).

Einige der Frauen aus dem qualifizierenden Studiengang haben in Zusammenarbeit mit der Universität einen Beratungsladen eröffnet, der als ein „Projekt Ehrenamtlicher im Stadtteil“, von der Verwaltung in Teilbereichen finanziell gefördert wird. Fünfunddreißig bis fünfzig Mitglieder zählt dieser Verein, der besonders von einigen Aktiven getragen wird, die sich aus dem nachberuflich qualifizierenden weiterbildenden Studiengang rekrutieren. Hier wird praktische und wissenschaftlich fundierte Öffentlichkeitsarbeit geleistet zu aktuellen alltäglichen Themen (Ernährung, Umwelt, Ausländerintegration) (Kaul 1995: 44). Die meisten der Frauen, die sich während und nach der Ausbildung in einem Beratungsladen zusammen finden und hier Beratung anbieten, möchten Geld verdienen, doch bleibt es bei überwiegend gering oder nicht entlohnter ehrenamtlicher Arbeit. Die fördernden Institutionen leiden an finanzieller Armut, so dass „eben nicht genug dahinter“ steht. Anne Saring kann es nicht verstehen, dass in einer monetär geregelten Arbeitswelt von den Frauen verlangt wird, ihre Arbeit völlig ehrenamtlich ohne Bezahlung zu leisten:

"Die meisten möchten ja Geld verdienen. Es soll also kein Ehrenamt sein, sondern es soll Einnahmen bringen. Die ganzen Frauen im Laden möchten auch Geld verdienen. Da steht eben nicht genug dahinter. Ich weiß nicht, wie das kommt: es soll alles ehrenamtlich sein" (Anne Saring 6.27: 30-54).

Es ist jedoch nicht nur die Verweigerung eines Einkommen, die Helga Rahming verärgert, sondern auch die vielfache Erfahrung geringer Anerkennung für die erbrachte ehrenamtliche Leistung, die kostenlos nicht für „voll genommen“ wird. Nicht des Geldes wegen, sondern wegen der damit verbundenen Anerkennung ist für sie ein finanzieller Ausgleich wichtig:

„Ich habe also festgestellt, und meine Mitstreiterinnen haben das auch festgestellt, wenn ich beispielsweise bei der Seniorenwoche oder irgendwelchen anderen Sachen mich voll einsetze und Beratungen gebe und backe und verteile, in dem Augenblick, wo ich es ehrenamtlich mache, werde ich immer nicht für voll genommen. Und das ist ein ganz großer Mangel. Die Leute sagen: na ja, die machen das ja bloß mal so, wer sind die schon. Aus dem Grunde würde ich ganz gern entlohnt werden. Nicht so sehr, weil ich das Geld brauche, aber ich genieße eine ganz andere Anerkennung. Das ist mir mehrmals so passiert, und das sagen die anderen auch. Ich finde, das ist ein Mangel. Wenn die das so kostenlos machen, kann es nichts wert sein“ (Helga Rahming 7.14: 4-23).

Obwohl Anne Saring eine finanzielle Entlohnung für ihre Tätigkeiten fordert, ist sie regelmäßig, „bestimmt einmal in der Woche“ in dem Beratungs-Laden ohne Entschädigung ehrenamtlich tätig. Der Grund für ihre Mitarbeit wird von ihr auch benannt: „dass ich da weiter Kontakt habe mit unseren Frauen“. Der Kontakt mit den anderen gleichgesinnten Frauen mit einem ähnlichen Erfahrungshintergrund und Ausbildungsstand ist die ‚Währungseinheit‘ der Entlohnung. Der Laden garantiert wichtige soziale Beziehungen und Sozialerfahrungen. Er bildet ein Forum, in dem das neu erworbene Wissen vorgestellt werden kann. An Selbstbewusstsein mangelt es Anne Saring jedoch auch hier. Sie ist skeptisch, ob es ihr gelingen wird, mit einem von ihr übernommenen Vortrag die Leute anzusprechen. Sie fürchtet leere Stuhlreihen. Andererseits fühlt sie sich durchaus in der Lage, ein Referat zu erarbeiten, das außerhalb ihres Erfahrungsraumes liegt. Doch mit dieser eher zufälligen Art von Tätigkeiten fühlt sie sich nicht ausgelastet:

„Im Moment bin ich im Laden, bestimmt einmal in der Woche, dass ich da weiterhin Kontakt habe mit unsern Frauen. Wir machen Ausstellungen in dem Laden, da bin ich ein bisschen dabei, übernehme auch Aushilfsdienst, also Telefon, Betreuung, wenn mal jemand in den Laden kommt. Und dann bin ich um ein Referat gebeten worden im Laden. Weiß ich aber nicht, wie das läuft, ob da genügend Leute kommen. Das hat eigentlich mit der Umwelt nichts zu tun. Unsere Frauen sind da am Ball im Laden und haben einen Monat „Kinder - Kinder“ überschrieben, bieten da etwas für junge Mütter und Kinder, und haben mich jetzt gebeten, ein Referat zu halten über krank und Hausmittel verwenden, so Umschläge, Kräutertees. Ich habe da nicht viel Ahnung, ich bin nicht Kinderkrankenschwester. Das muss ich mir eben erarbeiten“ (Anne Saring 6.19: 47-60; 6.20: 1-34).

Irmgard Heise bewertet ihre Tätigkeit im experimentellen Feld des Beratungsladen als eine vollwertige Berufstätigkeit. „Nun bin ich ja berufstätig“ klingt so, als habe sie ihr Ziel erreicht. Die Bezahlung für die erbrachten Leistungen ist zwar „nicht so super toll“, „aber immerhin kriegen wir Geld“. Schon durch geringe Geldeinnahmen, wird die geleistete Arbeit aufgewertet, auch wenn die Bezahlung nicht über eine Aufwandsentschädigung hinaus reicht:

„Nun bin ich ja berufstätig. Das, was ich da im Laden mache, Projekte aufzubauen. Mit diesen Projekten wollen wir ja Geld verdienen. Zum Teil gelingt es ja auch. Es sind die Ernährungsfrauen, die ihr Geld verdienen durch Referate, Frühstücksangebote. Dann habe ich das Projekt Senioren-Wohnhaus. Da können wir den Mietergarten umgestalten. Dafür werden wir auch bezahlt, bekommen auch Geld. Da haben wir uns auch im vorigen Jahr bewährt. Da haben sie uns jetzt die Gesamtpflege gegeben. Das ist nicht so super toll die Bezahlung. Aber immerhin kriegen wir Geld“ (Irmgard Heise 9.12: 30-40).⁷⁷

Gerda Niklas dagegen bewertet das Projekt ‚Beratungsladen‘ negativ. Während die Studienleitung von einem Drittel der Frauen spricht, das sich in ein Tätigkeitsfeld einbringen kann, stellt sie fest, dass keine der Frauen aus dem Studium und aus der Tätigkeit im Laden bemerkenswerten Nutzen zieht. Sie ist enttäuscht, dass die Pläne von einst sich nicht realisieren lassen und die Chancen für eine Einbindung in andere besser ausgestattete und anerkannte Tätigkeitsfelder kaum vorhanden sind. Kontakte zu großen Institutionen sind durchaus vorhanden⁷⁸, doch es stört sie, dass die Anstrengungen der Frauen nicht ausreichend gewürdigt werden, dass anspruchsvolle Arbeiten erbracht werden, die dann mit „ein bisschen Geld“ honoriert werden. Dies entspricht nicht den Regeln einer Arbeitsgesellschaft und auch nicht den Ausgangsüberlegungen zu Beginn des Studiums. Außerdem empfindet Gerda Niklas die unsichere und mangelhafte Ausstattung des Projektes als ständige Bedrohung. Sie will deshalb ihren eigenen Weg gehen und hofft auf gelegentliche Möglichkeiten, um auf einer Honorarbasis Vorträge halten zu können:

„Von den ganzen Laden-Leuten hat sich bis jetzt noch keiner selbständig gemacht. Da ist so ein Projekt, da sind Leute gewesen, die für den Senat irgend welche wirtschaftlichen Sachen ausgearbeitet haben für die EG und sollten irgendwann mal übernommen werden. Da ist auch nichts daraus geworden. Der Laden läuft gut. Die kriegen nach wie vor die Gelder, die Miete, ansonsten auch ein bisschen was, um zu arbeiten. Die dürfen aber keine Gewinne machen. Die eine Frau, die auch sehr kreativ ist, macht in einem Altenheim den Hofgarten, ein bisschen ökologischen Anbau, Kräuterspirale und so. Dafür kriegt sie dann ein bisschen Geld. Das sind alles Sachen, die nicht auf Dauer laufen. Mehr oder weniger auf ehrenamtlicher Basis laufen. Und das

⁷⁷ Eine Arbeitsgruppe kann einen besonderen Erfolg vorweisen. Für das Projekt „Hofbegrünung“ in einem Seniorenheim wird ihr der Umweltpreis eines Stadtbezirkes verliehen.

⁷⁸ Dazu zählen u.a. die AOK, die Ärztekammer, das Institut für Gesundheitsforschung, die Volkshochschulen, der Landesseniorenring, Kitas und Schulen der Bezirke (Kaul 1995: 45 f.).

ist eine Sache, die von vornherein so nicht geplant war. Ich kann Vorträge halten und kann dann Honorare dafür kassieren. Das ist immer mal, das ist ja keine Dauerbeschäftigung. Wenn ich was tun will, dann will ich das auch honoriert wissen“ (Gerda Niklas 10.11: 35-60).

Helga Rahming, die sich gelegentlich im Beratungsladen engagiert, entwickelt verschiedene eigene Initiativen. Trotz ihrer kritischen Einstellung zur ehrenamtlichen Arbeit, will sie sich nun bemühen, um eine ehrenamtliche Tätigkeit auf einer Sozialstation und glaubt, dass sich hierfür Kontakte nutzen lassen, die sie mit dem Stadtrat im Beratungsladen beim Backen von Keksen geknüpft hat. Allerdings wirkt ihre Absicht noch nicht sehr ausgereift. Sie wirkt eher offen, so als könnte es sich bei dieser Idee der ehrenamtlichen Arbeit auf einer Sozialstation höchstens nur um eine kurze Zwischenlösung handeln, denn unvermittelt anschließend an diese „Sozialstation-Idee“, folgt der Hinweis, dass sie bei der bevorstehenden Eröffnung der Friedens-Universität ganz aktiv einsteigen will:

„Ich habe auch schon verschiedene Ideen. Ich werde jetzt in Kürze Kontakt aufnehmen, also ich hab schon einen Termin mir angeguckt, Kontakt aufnehmen hier mit dem Stadtrat für Soziales, den hab ich einmal kennengelernt, als ich Kekse gebacken habe, und werde fragen, ob ich ehrenamtlich irgendwo in so einer Sozialstation was machen kann. Im nächsten Jahr wird die Friedensuni eröffnet, da will ich dann aktiv einsteigen“ (Helga Rahming 7.11: 49-60).

Es entsteht der Eindruck, als befindet sich Helga Rahming wieder in einer sehr offenen, etwas rat- und hilflosen unbefriedigenden Situation. Dieses Bild sollte verglichen werden mit dem Bild von Helga Rahming als Schlossermeisterin und aktiver Bauleiterin, um sich der Dequalifizierung und Deklassierung bewusst zu werden, die sich aus dem längeren Ausstieg aus der Berufstätigkeit wegen der Kindererziehung ergibt.

7.3 Familienorientierungen und Handlungsräume

Es ist ein Anliegen der feministischen Frauenstudien, Benachteiligungen der Frauen aufzudecken und das Geschlechterverhältnis neu zu ordnen. Die Annahme liegt nahe, dass die Auswirkungen des Weiterbildungsangebotes ‚Frauenstudien‘ auf die Familie und auf die Partnerschaft intensiver sein können, als das bei einem Weiterbildungsangebot mit einer fachlichen Praxisorientierung der Fall sein dürfte. Die Daten zu den Auswirkungen der wissenschaftlichen Weiterbildungsangebote auf die Orientierungen und Handlungsräume in der Partnerschaft werden deshalb weiter unten nach Studiengang getrennt aufgeführt. Die Auswirkungen auf die Kinder sind jedoch bei beiden Gruppen sehr ähnlich, so dass sie zusammengefasst dargestellt und ausgewertet werden.

7.3.1 Auswirkungen auf die Kinder

Im Gegensatz zu den Ehemännern der befragten Frauen stehen die Kinder nach einer Eingewöhnungszeit voll hinter dem Studieninteresse ihrer Mütter. Die Kinder von Anne Saring ermutigen und unterstützen ihre Mutter. Sie freuen sich über ihre Aktivität und bieten ihr praktische Studienhilfen an durch das Beschaffen von Literatur:

„Also, mein Mann war ganz mit dem Studium einverstanden, der hat es aber doch nicht so ganz gewollt. Meine Kinder haben sich gefreut, dass ich das gemacht habe. Haben mir auch immer beigegeben, immer gesagt: mach mal, mach mal, das schaffst du schon. Mein Sohn war ganz besonders rührig, der brachte mir Literatur (Anne Saring 6.25: 1-14).

Der Mut der Mutter, sich nach einer langen Zeit der Bildungsabstinenz wieder in den Bildungsbereich einzugliedern, wird von den Kindern und dem Ehemann bewundert. Dass es Irmgard Heise gelingt, in dem anspruchsvollen Bereich der Universität zu bestehen, findet die Familie gut. Eingeschränkt wird die volle Zustimmung nur durch das Unbehagen in der Familie, dass der Familie Dienstleistungen der Mutter in dieser Zeit entgehen:

„Meine Familie, die fand das toll. Die fanden das echt toll, dass ich da den Mut hatte, das noch zu machen. Mein Mann hat es sehr unterstützt, fand es gut. Natürlich gab es zwischendurch ein bisschen ---, sie mussten ja abgeben, ja? Sie mussten ja mehr ran, und das behagte ihnen nicht so sehr“ (Irmgard Heise 9.13: 32-38).

Auch Hilde Wolfs Kinder sind ganz stolz, dass ihre Mutter studiert. Die Tochter zeigt großes Interesse an den feministischen Studieninhalten, die Hilde Wolf aus den Frauenstudien in die Familie hinein trägt. Die Tochter „saugt das alles auf wie ein Schwamm“. Nach anfänglicher Skepsis und praktischer Überprüfung kann die Tochter die von der Mutter vorgetragenen Theorien bestätigen. So ergeben sich neue anregende Themen zwischen Mutter und Tochter, die der Beziehung und dem Ansehen der Mutter sehr gut tun:

„Die Kinder die fanden mein Studium gut, die sind ganz stolz. Natalie, meine Tochter, die saugt das alles auf wie ein Schwamm“ (Hilde Wolf 1.19: 30). „Ich finde es auch schön, wie sich meine Tochter entwickelt durch das, was ich mitbringe von den Frauenstudien. Als ich zum Beispiel gesagt habe, dass es in der Klasse so Unterschiede gibt, wie Mädchen oder Jungen behandelt werden von den Lehrern und eingestuft werden, dass Jungs eben mehr mathematische Neigungen haben, Mädchen mehr sprachliche und wie die Lehrer darauf eingehen, da sagte sie erst: das wäre bei ihnen überhaupt kein Problem. Irgendwann sagte sie mal: ich hab jetzt aufgepasst, und es ist tatsächlich so, du hast recht. So ergeben sich ganz andere Themen plötzlich. Das finde ich schön, so das Interesse von beiden Seiten“ (Hilde Wolf 1.7: 41-59).

Dagegen ist die Anerkennung der Töchter für die Leistungen ihrer Mutter im Haushalt nicht sehr hoch. Sie sehen ihre Mutter eher als ein Familienmitglied, das im Haushalt kei-

ne besonderen Anforderungen zu erfüllen hat, das sich nur mit einfachen alltäglichen Dingen beschäftigt und deshalb in der Entwicklung stagniert. Die Töchter fühlen sich durch ihre Entwicklung und ihre Zukunftsperspektiven bereits überlegen, so dass sie die mütterliche Leistung herablassend beurteilen: „na, Mamma, was macht die schon zu Hause!“ (7.5: 26). Diese Sequenz zeigt die untergeordnete und schwache Position der Mutter in der Familie. Auch der Entschluss der Mutter an dem weiterbildenden Studiengang teilzunehmen, wird erst einmal herabgesetzt und als „Spleen“ spöttisch belächelt.

Die große Veränderung tritt mit dem Nachweis ein, dass Helga Rahming durchaus in der Lage ist, ein Alltagsthema wissenschaftlich aufzuarbeiten. Nicht nur, dass die Töchter diese wissenschaftliche Arbeit interessiert wahrnehmen, sondern sie reichen sie auch noch an interessierte Mitschülerinnen weiter. Von diesem Moment an steigt das mütterliche Ansehen rapide. Anschaulich beschreibt sie die Auswirkungen dieses Erfolgserlebnisses. Helga Rahming fühlt sich „anerkannt und akzeptiert“. „Da war ich auch wer!“ Für sie ist diese Anerkennung etwas, was besonders zählt und den Studiengang so wertvoll macht:

„Meine Töchter, die eine, die ja sowieso also ganz hoch hinaus will, und also unbedingt Doktor jur. werden will, haben mich also immer sehr belächelt: na, Mama, was macht die schon hier zu Hause. Und als ich dann nach dem ersten Semester eine Arbeit schrieb über Putzmittel und zu Hause erzählte, welchen Erfolg ich hatte, wollten sie sich plötzlich die Arbeit ausborgern. Und nicht nur, dass sie die Arbeit für sich ausborgten, weil sie gerade über Umwelt in der Schule hatten, sondern sie brachten dann ihre Mitschülerinnen mit nach Hause, die sich von mir helfen ließen bei der Ausarbeitung, und hatten dann meine Arbeit sogar ausgeborgt. Und von da an war ich sozusagen hier anerkannt. Also, sonst haben sie immer gesagt: na, Mama, na die studiert, was hat sie da wieder für'n Spleen. Und von da an, als sie sich meine Arbeiten ausborgten, und später meine Arbeiten über Ernährungslehre auch ausborgten, von da an war ich hier anerkannt und akzeptiert, und da war ich auch wer. Und ich finde das, wenn man das erlebt hat, das ist ja auch was, nicht? Das ist ein ungeheures Erfolgserlebnis“ (Helga Rahming 7.5: 26-51).

Der ersten erfolgreichen Hausarbeit folgt eine ebenso erfolgreiche zweite Arbeit. Kritisch merkt nunmehr Hilde Rahming als Mutter an, dass die Kinder sich mit fremden Federn schmücken und mit den Studienleistungen der Mutter „protzen“. Auch das stolze Herumerzählen, dass sie nun an der Universität studiert, sieht sie inzwischen distanziert:

„Nachdem meine ersten beiden Arbeiten hier waren und nachdem die Kinder sie sich ausgeborgt hatten und - damit in der Schule protzten, danach haben meine Kinder und auch der Mann überall herum erzählt: meine Frau studiert, oder meine Mutter studiert. Da haben sie dann auch nichts mehr dagegen gehabt. Sondern im Gegenteil, haben dann also jetzt schon mehrmals gesagt, ich hätte so schlechte Laune, die ich an ihnen auslassen würde. Ob ich nicht wieder zur Uni gehen könnte. Damals war ich also völlig wie ausgewechselt“ (Helga Rahming 7.17: 30-45).

Die positive Einschätzung der Familie für ein Studium der Mutter geht inzwischen so weit, dass die Familie die Institution Universität als Verbündete betrachtet, die die emotionale Versorgung der Mutter übernimmt. Bei schlechter Laune der Mutter, unter der die Familie angeblich ab und zu leidet, wird Helga Rahming empfohlen, doch lieber in die Universität zu gehen, denn danach wäre sie „völlig wie ausgewechselt“.

7.3.2 Auswirkungen der ‚Frauenstudien‘ auf die Partnerschaft

Die Auswirkungen der ‚Frauenstudien‘ auf die Partnerschaft sind bei den befragten Frauen deutlich sichtbar. Hanna Reich sucht nach einer Zeit der wissenschaftlichen feministischen Ausbildung eine neue Beziehung zu ihrem Ehemann, die ihr erlaubt, eine eigene Identität zu finden. Sie will sich nicht länger über ihren Ehemann definieren:

„Also, das kann ich eigentlich erst sagen, nachdem ich jetzt im dritten Semester bin: ich will mich nicht über meinen Mann definieren. Ich muss meine Identität suchen“ (Hanna Reich 2.16: 40-46).

Nachdem die Kinder groß sind und die Ehepaarbeziehung nun mit einer neuen Perspektive und neuem Wissen reflektiert wird, hält es auch Lore Affeld für entscheidend, dass eine neue Form der Ehebeziehung für das weitere gemeinsame Leben entwickelt wird:

„Eine andere Beziehung zu meinem Mann zu entwickeln, das ist für mich für das weitere Leben dann wichtig. Das ist eigentlich so das Entscheidende“ (Lore Affeld 4.36: 43-47).

Die feministischen Lerninhalte haben die befragten Frauen aufgerüttelt und eine neue Sichtweise zum Geschlechterverhältnis provoziert. Die Handlungsorientierungen und Handlungsvollzüge sind jedoch abgestuft. Sie reichen von dem Anspruch auf ein ‚Stück eigenes Leben‘ in einer eher konservativen Ehepaarbeziehung (Hilde Wolf), über eine partnerschaftliche Beziehung mit stark getrennten Außenwelten (Hanna Reich) bis hin zu einer radikaleren Einstellung gegenüber dem Ehemann, die den Wert der Ehe in Frage stellt und den Gedanken der Trennung in sich trägt (Lore Affeld).

Hilde Wolf ist bereit, ihre alte Familienrolle auch weiterhin zu übernehmen. Für sie bleibt Familie zentral. Sie will „da sein für Gefühl, Stimmung oder das seelisches Wohl der Personen“, die ihr so wichtig sind. Neu ist der Anspruch, mehr für sich zu tun und die Teilnahme an dem Weiterbildungsprogramm und inzwischen auch an einem Vollstudium durchzusetzen. Nicht weil sie sich selber in ihrer Art völlig verändern und „männliche Züge“ annehmen will und nur noch Karriere und Beruf im Sinn hat, sondern weil sie den

Wunsch realisieren will, zu lernen und damit etwas für sich selber zu tun, sich weiter zu entwickeln:

„Ich möchte gern lernen und was für mich tun. Aber ich möchte nicht so Dinge aufgeben, die mir eben so auch so eine behagliche Atmosphäre schaffen und wollte plötzlich auch nicht, so männliche Züge in Führungsstrichen annehmen und nur Karriere und Beruf und nicht mehr da sein für Gefühl, Stimmung oder das seelische Wohl der Personen, die mir so wichtig sind (Hilde Wolf 1.8: 24-32).

Hilde Wolf hat die Zustimmung ihres Ehemannes für den Besuch der Universität. Er findet es gut, dass sich seine Frau weiterentwickelt und weiterbildet. Es könnte also ein sehr einvernehmliches harmonisches Klima in den Ehebeziehungen herrschen. Doch zwei Gründe gibt es, die diese Harmonie stören. Erstens hadert er damit, dass er nun einige Hausarbeiten zusätzlich zu einem stressvollen Arbeitstag übernehmen muss, und zweitens fühlt er sich bedroht durch die feministischen Informationen und Lerninhalte, die von seiner Frau in die Familie hinein getragen werden und dort zu nachteiligen Veränderungen für ihn führen könnten. Er fürchtet, eine Feministin ins Haus zu bekommen, die die Hausarbeit völlig verweigert und ihm die Unterstützung versagt. Inzwischen hat sich diese Angst jedoch etwas gelegt. Hilde Wolf hat ihn offensichtlich davon überzeugt, dass es ihr vor allem darum geht, etwas für sich selber zu tun. Sie will lernen, gesellschaftliche Verhältnisse besser durchschauen und verstehen zu können, die Rollenverteilung soll aber künftig und grundsätzlich aufrecht erhalten bleiben.

Mit Freude bemerkt Hilde Wolf, dass ihr Ehemann ein Interesse entwickelt, an ihrem neuen Wissen teilzuhaben und dass er sich bemüht, die vorgegebene Frauenrolle in der Gesellschaft mit ihren Benachteiligungen besser zu erkennen und auch in ihrer Beziehung zu verarbeiten:

„Mein Mann findet das Studium gut, dass ich mich weiterentwickle oder weiterbilde. Findet es auch gut, dass ich was mache an der Uni. Wo er immer wieder damit hadert ist eben, wenn er unter Stress ist und er soll zu Hause mithelfen. Oder wenn es so um Frauenbenachteiligungen geht, die er so nicht sieht, und er kann damit oftmals nichts anfangen. (...) Und ich merke schon bei ihm, dass er da nach und nach auch dazu lernt und dass es ihm heute auch anders geht, als ganz am Anfang, als die ganze Information noch so auf ihn zukam und er gedacht hat: um Gottes willen, jetzt kriege ich noch eine Feministin nach Hause! Das war für ihn ganz schrecklich am Anfang so der Gedanke, dass er wohl jetzt für alles herhalten muss und ich total in den Streik gehe. Aber er hat gemerkt, dass es so schlimm gar nicht ist, dass man auch mal für sich was tun will, dass man dazu lernt, was tatsächlich so eine Frauenrolle in unserer Gesellschaft ist. Ich merke, er lernt dazu, und ich freue mich, dass er heute auch besser damit umgehen kann“ (Hilde Wolf 1.19:1-26).

Auch bei Hanna Reich kommt es zu Auseinandersetzungen und Neuorientierungen in der Partnerbeziehung. Sie drängt auf eine gleichwertige Position in der Familie und fordert

das Recht, verstärkt eigenen Interessen nachgehen zu können. Sie will sich von Hilfsdiensten und von seinem überlegenen Verhalten ihr gegenüber befreien. Es ist ihre Absicht, eigene Aufgaben zu übernehmen, sich eine eigene Außenwelt und eine eigene Identität unabhängig von ihrem Ehemann aufzubauen. Gleichzeitig bekundet sie jedoch die Bereitschaft, mit ihm gemeinsam aber gleichberechtigt diese neue Beziehung zu gestalten:

„Ich bin froh, dass ich sagen kann: mach du deinen Kram, und ich will auch gern mit dir darüber reden; und das ist mein Kram, und ich will auch gern mit dir darüber reden, aber nicht indem du von oben kommst und sagst: so und so und so ist das, sondern da bin ich kompetent. Und da will ich auch kompetent sein, und ich will nicht ein Abklatsch oder Anhängsel von dir sein. Wir sind im Moment gerade in einer Phase, wo wir uns ganz neu orientieren“ (Hanna Reich 2.17: 22-41).

Bei der Analyse ihrer Partnerschaftsbeziehung stellt Hanna Reich fest, dass ihr Mann sich auch in einer Abhängigkeit von der Familie befindet. Wenn ihm der Ort fehlt, an den er immer wieder zurückkehren und wo er auftanken kann, dann kommt er in der Außenwelt auch nicht zurecht. Diese Erkenntnis der gemeinsamen Abhängigkeiten trägt zu einem besseren Verhältnis bei. Hanna Reich glaubt zu erkennen, dass sie beide anders miteinander umgehen, besser miteinander reden und ohne ein schlechtes Gewissen ihre eigenen Interessen wahr nehmen. Jeder hat seine eigene Außenwelt, einiges machen sie gemeinsam und anschließend wollen sie bewerten, wie sie zurecht kommen und was sie insgesamt erreicht haben:

„Er braucht so einen Ort, wo er auch immer wieder hin zurückkommen kann, um aufzutanken. (...) wenn da so die Basis nicht stimmt, dann packt er es auch nicht. Wir sind beide viel ehrlicher miteinander geworden und können anders miteinander umgehen, und vor allen Dingen auch anders miteinander reden, ohne uns ein schlechtes Gewissen zu machen. Du gehst jetzt an die Uni und stehst mir nicht mehr zur Verfügung und du gehst in eine andere Stadt und stehst mir nicht mehr zur Verfügung, sondern ich kann das, du kannst das und das machen wir gemeinsam und gucken dann mal, was wir beide schaffen“ (Hanna Reich 2.18: 20-38).

Durch die ‚Frauenstudien‘ fühlt sich Lore Affeld viel unabhängiger und stark genug, um auf die Bestätigung und die Einbindung durch die Familie verzichten zu können. Sie ist nicht mehr eine Frau, die sich über den Familienstatus definiert, sondern sie kann ihre Anerkennung und Bestätigung auch auf anderen Gebieten finden. Ihre Leistungen in der Universität beweisen ihre Leistungsfähigkeit und geben ihr Bestätigung:

„Also, meine Position ist im Moment sehr gestärkt, und für mich ist auch dieses alleine zu sein nicht bedrohend, nicht beängstigend. Ich brauche nicht mehr diese enge Bindung von Familie und Ehepartner und von Kindern, wie ich die vielleicht mal gebraucht habe als Bestätigung, die brauche ich nicht mehr, weil ich mir die Bestätigung auch auf einem anderen Gebiet holen kann, wo ich also merke, ich bin auch was wert. Ich bin nicht nur wert in der Familie mit meinem Mann und mit meinen Kindern,

sondern ich bin auch was wert hier in der Uni. Ich kann hier auch meine Werte, meine Leistungen bringen“ (Lore Affeld 4.38: 37-52).

Dieses Selbstbewusstsein gibt Lore Affeld die Kraft, ihre Familienrolle neu zu bestimmen, jetzt da die Familienverhältnisse es erlauben. Nicht mehr das partikularistische Verhaltensmuster einer Mutter wird sie künftig leiten, sondern sie wird wie die übrigen Familienmitglieder ein eher universalistisches Verhalten praktizieren. Selbstbestimmung, Freiheiten und gleiche Rechte und Pflichten verlangt sie nun auch für sich und erwartet, dass ihre Familie diese Forderungen akzeptiert und befolgt. Wie es scheint, ist dieser einseitig geforderte Angleichungsprozess noch im Werden, doch ist Lore Affeld als Initiatorin entschlossen, diesen durchzusetzen:

„Im Moment bin ich dabei, meine Rolle in der Familie neu zu bestimmen für mich, und zwar ganz einfach Verantwortung abzugeben, aufzuteilen. Also, ich denke meine Familie ist auch so weit. Ich denke, ich bestimme meine Familienrolle neu für mich, Freiheiten anzunehmen oder Autonomie. Ich brauche einen bestimmten Raum für mich, ich nehme- ich verlange, dass der von den anderen akzeptiert wird. Also, ich möchte, dass jedes Mitglied der Familie gleichrangig ist, gleiche Rechte und Pflichten hat. Das ist ein Prozess, der von mir ausgeht und noch nicht abgeschlossen ist“ (Lore Affeld 4.23: 30-60).

Sie glaubt diesen Angleichungsprozess durchsetzen zu können. Indem sie sich Wissen aneignet, gewinnt sie auch Macht. Sie fühlt sich vor allem gegenüber ihrem Ehemann mächtiger geworden, indem sie Unabhängigkeit von seinem Wissen gewonnen hat. Sie glaubt, ihn mit diesem Wissen unter Druck setzen zu können. War sie vorher in der aktiven Familienphase nicht in der Lage, ein eigenes Wissen zu erwerben und hatte einen Wissensrückstand, war auf das angewiesen, was er an Wissen aus der Außenwelt in die Familie hinein getragen hat, so hat sie inzwischen über die ‚Frauenstudien‘ ein eigenes Wissen gewonnen über Bereiche, von denen er wiederum kaum Ahnung hat. Dieses Wissen „überrollt“ ihn und sein fehlendes Wissen wird ihm nun deutlich bewusst gemacht. Durch seine Unkenntnis und Unsicherheit fühlt der Ehemann sich und die Ehebeziehung bedroht. Die neuen feministischen Ideen machen ihm Angst, und er fürchtet, seine Frau zu verlieren. Unumwunden gesteht sie, dass sie nach den Jahren der Abhängigkeit diesen Zustand genießt. Etwas versöhnlicher und der Partnerschaftsbeziehung zugewandter ist dann die Feststellung, dass diese Wissensdifferenz nicht nur dem eigenen Wohlgefühl dienen soll, sondern auch die Möglichkeit beinhaltet, eine Gleichwertigkeit in der Partnerschaft wieder herzustellen:

„Dadurch dass ich hier mir Wissen aneigne, das also auch wieder reproduzieren kann, hab ich eine ganz starke Macht über ihn. Ich bin also nicht mehr die Frau, die sich das anhört, was er macht, was er sagt, und ich bin nicht mehr abhängig von seinem Wissen, sondern ich habe mein eigenes Wissen. Ich merke, das ist eine Machtposition, die ich da einnehmen kann. Da kann ich ihn auch unterdrücken in vielen Bereichen, weil ich ein Wissen habe, das er nicht hat. Und das war vorher umgekehrt. Das Wissen, das er mitbrachte, war nicht mein Wissen. Aber ich konnte mir keins aneignen, weil ich nicht dazu in der Lage war. Ich merk das schon. Auf der einen Seite genieße ich das auch. Auf der anderen Seite wäre das auch eine Möglichkeit, um eine Gleichwertigkeit wieder herzustellen. Wir haben beide ein Wissen, und wir könnten eigentlich mit unserem Wissen gut zusammen leben. Aber im Moment ist das so ein Machtfaktor für mich. Ich hab so das Gefühl, dass mein Wissen ihn überrollt, ich bringe das ja auch ständig mit nach Hause, ja genieß das natürlich auch, dass ich das erzählen kann. Und ich denke, dass er einfach da nicht mitkommt, dass er vieles auch noch nicht gedacht hat und ganz viele Ideen machen ihm auch Angst. Und ich glaube, er hat so das Gefühl, dass er mich dadurch auch verlieren könnte (Lore Affeld 4.37: 44-60; 38: 1-30).

Dieses lange aufgestaute Gefühl der Zurücksetzung und Benachteiligung, das sich bei Lore Affeld so schlagartig entlädt und ein Gefühl der Verwirrung beim Ehemannes auslöst, könnte aufgefangen werden durch frühe Auseinandersetzungen. Heike Roland sieht in ihrem geduldigen Verhalten einen Grund dafür, dass sie zum Dienen und Funktionieren ‚degradiert‘ war und ihr ihre Rechte versagt wurden. Sie würde heute, nachdem sie mehr Wissen zum Geschlechterverhältnis erworben hat, anders gegenüber ihrem Mann auftreten, ihm ihre Zustimmung verweigern und auf die Berücksichtigung ihrer Rechte drängen:

„Ich würde heute einiges anders machen. Ich würde meinem Mann gegenüber von Anfang an dann anders auftreten, würde sagen: also, das sind meine Rechte, ich bin nicht da, um nur für dich zu dienen oder zu funktionieren, wir haben beide gleiche Rechte. Ich möchte, dass du das auch so akzeptierst“ (Heike Roland 3.42: 1-12).

Auch Erika Hasper würde ihr früheres Verhalten gern nachträglich revidieren. Es war falsch, dass sie nur zurückhaltend und bescheiden ihre Rechte wahrgenommen und ihre Freiräume genutzt hat. Heute wäre sie in der Lage und hätte das feste Bewusstsein, auch für sich die Rechte einzufordern, die den anderen Familienmitgliedern zugestanden werden. Sie würde zwar heute ihren Mann noch einmal heiraten, ihre drei Kinder wollen und damit an ihrem Leben grundlegend nicht soviel ändern, aber sie würde heute unbedingt auf Gleichberechtigung der Familienmitglieder bestehen:

„Ich denke, ich würde meinen Mann wieder heiraten, ich hätte trotz all dem diese drei Kinder, auf die hätte ich nicht verzichten mögen, die geben mir also auch eine ganze Menge. Was ich anders gemacht hätte? Ich hätte mich mit einem anderen Bewusstsein durchgesetzt und hätte gesagt, das sind meine Rechte. So habe ich nur immer versucht, diese Freiräume, die sich boten, begrenzt wahr zu nehmen. Heute würde ich mit einem anderen Bewusstsein hingehen und würde sagen: so, das bin ich und das seid ihr. Und wir sind alle gleichberechtigt“ (Erika Hasper 5.21: 43-60).

Mit der Aufnahme der Frauenstudien erhalten die gemeinsamen Gespräche der Ehepartner eine neue Qualität. Die Inhalte der Gespräche sind vielfältig:

„Wir sprechen auf einmal über Sachen, und die Gespräche bekommen sehr viel Qualität“ (Erika Hasper 5.13: 57-60).

Im Gegensatz zu früher hat sich eine neue Streitkultur zwischen den Ehepartnern etabliert. Ging es früher überwiegend um die Kinder und die Organisation des Alltäglichen, so wird nun die Ehebeziehung zu einem wichtigen Thema in den Streitgesprächen:

„Ich habe wieder angefangen, mit meinem Mann mehr zu streiten, mehr zu reden als es früher üblich war. Früher wurde nur über die Kinder und das Organisatorische geredet. Heute reden – heute streiten wir über unsere Beziehung zueinander“ (Lore Af-feld 4.26: 52-56).

Das Interesse an dem, was der andere Ehepartner macht und denkt, nimmt mit den Eindrücken und dem erweiterten Wissen aus den ‚Frauenstudien‘ zu. Die Diskussionen darüber sind spannend und oft „so richtig fetzig“. Während Hilde Wolf diese Diskussionen gern führt, kommt es bei ihrem viel beschäftigten Ehemann schon vor, dass ihm das zuviel wird. Sie besteht jedoch darauf, mit ihm zu diskutieren und schlägt ihrem Ehemann vor, lieber seine Arbeitsbelastung zu reduzieren. Sie wirft ihm einen falschen Lebensstil vor und glaubt, dass er wie ein Automat funktioniert, bei dem es nicht gelingt, den „Knopf abzudrehen“. Ihrer Meinung nach fehlt ihm das ‚richtige‘ Verhältnis zur Erwerbsarbeit, um das noch wahrnehmen zu können, was über die Arbeit hinaus wichtig ist. Damit stellt sie den Arbeitsbegriff zu Diskussion und dezentralisiert ihn. Für sie sind diese Diskussionen ein Mittel, um ihre Ehepaarbeziehung zu beleben und den Alltag neu zu gestalten:

„Also, es ist für uns spannend, für beide Teile. Jeder staunt immer, was der andere so macht oder was er denkt. Und es gibt oft natürlich so richtig fetzige Diskussionen. Aber ich finde das gut so. Also, ich kann es gut haben. Ja, ihm wird es ab und zu mal zuviel, wenn er dann sehr viel auch am Tag arbeitet und Stress hat. Aber manchmal denke ich auch, er könnte auch mal früher den Knopf abdrehen. Ich denke er hat so nicht das Maß dann auch zu sehen, wo er ja aufhören kann“ (Hilde Wolf 1.9: 17-32).

Das Wissen aus den ‚Frauenstudien‘ wird von Hilde Wolf immer wieder in die Diskussionen mit eingeflochten. Da gesellschaftliche Verhältnisse für sie klarer erkennbar und Benachteiligungen für sie sichtbarer geworden sind, hat sich auch ihr Verhalten geändert:

„Seit den Frauenstudien sehe ich manches viel klarer, auch so Benachteiligungen, wo ich dann auch penetrant dann an dem Punkt stehen bleibe und sage, das gefällt mir nicht. Das wäre mir früher vielleicht auch nicht so aufgefallen. Jetzt weiß ich mehr darüber, und es interessiert mich sehr. Ich versuche das auch immer wieder in die Diskussion mit rein zu bringen, wenn es so unterschiedliche Denkweisen gibt“ (Hilde Wolf 1.7: 26-41).

Hilde Wolf lässt sich nicht mehr so schnell täuschen und vertrösten, sondern besteht hartnäckig darauf, dass ihre Meinung und Veränderungswünsche in der Familie wahrgenommen und akzeptiert werden. Damit verändert sie das bisher in ihrer Familie gültige Partnerschaftsmodell.

7.3.3 Auswirkungen des qualifizierenden Studienganges auf die Partnerschaft

Bei den befragten Frauen des wissenschaftlichen, für nachberufliche Bereiche qualifizierenden Weiterbildungsangebotes finden sich keine ähnlichen Passagen über eine lebhaftere Aufarbeitung der Partnerbeziehung, wie bei den befragten Frauen der ‚Frauenstudien‘. Anne Saring stellt fest, dass sich „trotz des Studierens“ an dem Verhältnis zu ihrem Ehemann nichts geändert hat. Sie ist immer noch auf ihren Ehemann fixiert. Seine Interessen und Pläne haben Vorrang vor ihren Plänen. Es wäre ein Nachteil, wenn ihre eigenen Interessen seine Pläne durchkreuzen könnten. Durch ihre geplanten Vorträge wäre ihre Verfügbarkeit eingeschränkt, und sie könnte dann nicht so einfach mit ihrem Ehemann, der auf den Ruhestand hin orientiert ist, „überall rumreisen“ und „alles mitmachen“. Deshalb plant sie ihre eigenen Pläne zurückzustellen und eher das mitzumachen, was ihr Mann plant. Ein Aushandlungsprozess über die verschiedenen Möglichkeiten der weiteren Lebensgestaltung wird von ihr nicht angestrebt:

„Ich bin immer noch auf meinen Mann fixiert, trotz des Studierens hier. Mein Mann freut sich, dass er auch mal berentet ist, dann möchte er überall rumreisen, und das müsst ich dann alles mitmachen. (...) Der würde sich eine Karte von der Bundesbahn, eine Jahreskarte kaufen und würde durch die Welt fahren. Das könnte ich dann nicht. Ich müsste weiter dabei bleiben und Vorträge halten. Oder ansonsten wäre es tatsächlich so, dass ich sage: was mein Mann nun macht, das machst du mit“ (Anne Saring 6.42: 1-33)

Ein besonderer Grund für Anne Sarings Anpassungsbereitschaft dürfte auch in der Tatsache liegen, dass ihr Ehemann deutlich jünger ist als sie. Die Ressource eines sieben Jahre jüngeren Lebensalters und die damit verbundenen Chancen geben ihm eine bessere (Macht-) Position in der Beziehung. Sie fürchtet das Risiko, dass sich ihr Ehemann einer anderen Frau zuwendet und sie am Ende dann ohne Ehemann und wegen ihrer Berufsaufgabe auch ohne Beruf dasteht. Auch diese Sorge legitimiert die Rückstellung ihrer Pläne:

„Mein Mann ist sieben Jahre jünger als ich. Ich hatte immer das Gefühl, wenn ich ihn dann zu lange allein lasse, (lacht) dass er mir dann entgleitet. Das wollte ich eigentlich nicht. Ich habe mich jetzt entschlossen, meine Selbständigkeit aufzugeben und möchte nun nicht, dass mein Mann sich anders orientiert und ich vielleicht jetzt dann ohne Beruf und ohne Mann da sitze. Das möchte ich vermeiden, und bemühe mich

doch meinem Mann gerecht zu werden und seinen Bedürfnissen“ (Anne Saring 6.10: 32.60).

Während Anne Saring sich auf einen gemeinsamen Ruhestand einrichtet, sieht Helga Rahming der Zeit des Ruhestandes mit Unruhe entgegen. Sie kann sich eine dauernde Gemeinsamkeit mit ihrem Ehemann nicht vorstellen. Helga Rahming hat inzwischen ihre Abschlussarbeit abgegeben und wartet auf den mündlichen Prüfungstermin. Sie verbringt wieder mehr Zeit zu Hause. Die unterschiedlichen Anforderungen an sie und ihren Ehemann werden sehr deutlich spürbar. Ihr Ehemann wird täglich überfordert, sie dagegen langweilt sich und gerät dadurch in Schuldgefühle, in eine Position der Unterlegenheit. Auch ihre Hausarbeit bringt ihr keine Bestätigung und Anerkennung. Sie versucht ihrem Ehemann klar zu machen, in welcher katastrophalen Lage sie sich befindet, indem sie ihm den Rollentausch in seinem Ruhestand anbietet. Sie will dann unbedingt eine Arbeit aufnehmen. Er soll erleben, wie es ist, wenn man allein zu Hause sitzt. Doch kann sie ihn damit nicht ängstigen. Im Gegenteil, er findet diese Idee „prima“, „super“ und „fabelhaft“. Ob er sich damit über ihre ‚unnötigen‘ Nöte lustig macht oder ob er zynisch und überheblich auf ihre Ankündigungen reagiert, das ist offen. Dass er vorbehaltlos ihrer Idee zustimmt, erscheint als am wenigsten wahrscheinlich. Mit der fortlaufenden Zeit sieht Helga Rahming ihre Möglichkeiten für eine sinnvolle Arbeitsaufnahme schwinden. So gerät sie unter Druck, ihre Ankündigung rechtzeitig zu realisieren. Bis zu seinem Ruhestand will sie in der Außenwelt „Fuß gefasst haben“ und ihm ihre Unabhängigkeit (und ihren Wert) beweisen:

„Er wird quasi gefordert bis zum Letzten, Tag für Tag. Und bei mir genau das Gegenteil. Ich werde nicht nur nicht gefordert, sondern ich langweile mich und habe nichts zu tun. Haushalt, das werde ich nicht als was tun. Und demnach bin ich abends ausgeruht und er nun nicht. Und ich habe ihm schon von Anfang an gesagt, wenn du in Rente bist, dann musst du dich darauf einstellen, dass ich mir eine Arbeit suche. Ich halte das hier zu Hause nicht aus. Das fand er auch ganz prima und super und hat er gesagt: ‚Na, das ist ja fabelhaft‘. Aber da ich noch nicht weiß, und eigentlich meine Möglichkeiten schwinden, das in die Tat wirklich umzusetzen, finde ich das als katastrophal. Bis dahin muss ich Fuß gefasst haben“ (Helga Rahming 7.11: 20-46).

Auch Gerda Niklas ist mit ihrer Partnerbeziehung unzufrieden. Sie würde gern aus ihrer Familienrolle ausbrechen und einen anderen Mann kennen lernen. Der nachfolgende Interviewausschnitt erinnert stark an die drei Optionen, die Hanna Reich für eine Frau im mittleren Alter identifiziert hat: Berufstätigkeit, Studium oder Liebhaber. Auch in dem nachfolgenden Interviewausschnitt tritt er wieder auf, der andere Mann, der Liebhaber. In den neunzehn Jahren ihrer Ehe glaubt Gerda Niklas mehr investiert zu haben, als sie zurück bekommen hat. Sie ist mit der Bilanz über ihre Familienzeit unzufrieden.

Der Grund für die Ehe, gemeinsam ein Kind aufzuziehen, entfällt mit dem Erwachsenwerden des Sohnes. Eigentlich möchte sie nun endlich einmal für sich leben und keine Rücksicht mehr nehmen auf andere, auch nicht mehr auf ihren Mann. Positive Erinnerungen liegen im Widerstreit mit der gegenwärtigen Unzufriedenheit im Partnerschaftsverhältnis. Die lange Zeit mit dem einen Partner, das Großziehen des Sohnes mit den Höhen und Tiefen und die Zurücksetzung ihrer eigenen Entwicklung bei erfolgreichen Karrieren der übrigen Familienmitglieder, das sind ausreichende Gründe für ein Ausbrechen. Von diskursiven Auseinandersetzungen mit ihrem Ehepartner über eine Veränderung ihrer Situation und über die Realisierung ihrer Interessen ist in dem Interview keine Aussage zu finden:

„Na gut, wie lange sind wir verheiratet? Neunzehn Jahre verheiratet. Ich habe manchmal die Phase, dass ich mir überlege, ob ich überhaupt noch verheiratet sein will, wenn der Sohn aus dem Haus ist. Ich komme manchmal dahin, dass ich sage: ist eigentlich nicht mehr nötig, du hast alles erlebt. Es war eine sehr anstrengende aber auch eine sehr schöne Zeit. Wir haben viel zusammen gemacht. Eigentlich könntest du jetzt mal ganz für dich leben und wirklich keine Rücksicht mehr auf andre Leute nehmen. Also, auch nicht mehr auf meinen Mann. In der Phase bin ich eigentlich im Moment, dass ich mir das überlege. Aber wiederum haben wir wirklich sehr viel schöne Sachen zusammen gemacht. (...) Wir können auch alles zusammen besprechen. Ich weiß nicht, ob die Ehe die richtige Form des Zusammenlebens ist. Ich meine, wenn man seine Kinder groß hat, besteht eigentlich auch nicht die Notwendigkeit. Außerdem habe ich auch das Gefühl, ich müßte mal wieder ein paar andere Leute kennen lernen und auch mal einen anderen Mann. Wir verstehen uns sehr gut. Aber trotzdem habe ich manchmal das Gefühl, müsstest mal jemand anderes kennen lernen, man müsste so mal ausbrechen. Das reicht jetzt eigentlich. Du hast dich also zu sehr für andere aufgeopfert“ (Gerda Niklas 10.7: 47-60; 8: 1-19).

Im nächsten Interviewausschnitt beschreibt Gerda Niklas nochmals die große Unzufriedenheit mit ihrer Familiensituation. Da der weiterbildende Studiengang für sie ausläuft, hat sie auch wieder mehr freie Zeit, die sofort durch die Familie vereinnahmt wird, familiäre Hilfestellungen aus der Studienzeit fallen wieder weg. Das macht sie so wütend, dass sie am liebsten alles hinwerfen und gehen möchte. Doch die alten Normen und ihre konservative Erziehung halten sie davon ab. Wenn ihr Sohn sie mit der witzigen Anmerkung neckt und bestätigt: „jawoll, Boss“, dann fühlt sie sich ein Stück weit wieder versöhnt. Doch ist sie überzeugt, ihr Einsatz wird nicht ausreichend gewürdigt:

„Haushalt ist für mich ehrlich gesagt eine schlimme Sache. Im Augenblick bin ich Hausfrau. Sie helfen alle im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Aber sie sagen auch: du hast jetzt Zeit. (...) Nun gut, da nehme ich wieder Rücksicht. Ich nehme auf seine Karriere Rücksicht und jetzt auf die meines Sohnes. Wenn ich ganz hart sein würde, würde ich sagen, also ihr könnt mich mal. Macht euren Mist allein, ich gehe. Ich mache meine eigenen Sachen. Da bin ich wahrscheinlich zu konservativ erzogen. Ich bin teilweise emanzipiert, und sage mir aber, der Zusammenhalt einer Familie und das richtige Funktionieren muss von irgend jemand gesteuert werden.(...) Dann muss einer so ein bisschen die Führung übernehmen, und das bin ich jetzt. Mein Sohn sagt

immer: ‚jawoll, Boss‘ sagt er immer zu mir. Wenn irgend etwas zu managen ist, eine gute Idee umzusetzen, das kommt meistens alles von mir“ (Gerda Niklas 10.9: 1-25).

Auch Irmgard Heise lässt sich wieder in die alte Frauenrolle zurückdrängen. Sie hat Wesentliches zu dem Projekt ‚Beratungsladen‘ beigetragen. Mit der Erkrankung ihres Ehemannes klinkt sie sich aus der erfolgreichen Arbeit wieder aus, um ihn intensiv zu pflegen.

„Im letzten Jahr haben wir beide einen schweren Schicksalsschlag erlebt. Mein Mann hatte einen Herzinfarkt. Er war nie krank. Bei diesem Infarkt stellten sie fest, dass er eine kleine Stelle in der Lunge hat, einen Tumor, der musste raus operiert werden. Das war ein ganz schöner Schlag. Aber es ist alles wieder gut geworden. Er fängt wieder an zu arbeiten. (...) Ich habe mich ein bisschen ausgeklinkt, als das mit meinem Mann passierte, weil ich das ganz wichtig fand, dass mein Mann auch die notwendige Unterstützung und Zuwendung kriegte“ (Irmgard Heise 9.11: 42-60).

Neue anregende Gesprächssituationen mit vielfältigen Themen zwischen den Ehepartnern, die bei den befragten Frauen der ‚Frauenstudien‘ häufig thematisiert werden, werden bei den befragten Frauen des qualifizierenden Studienganges nur einmal beschrieben:

„Das fand ich dann wieder als sehr anregend, dass ich dann wieder was zu erzählen hatte, was mir passiert ist am ganzen Tag. Wir haben darüber diskutiert. Er sagte zwar manchmal abwertend, ach, deine Weiber –, er empfindet das als Weiberwirtschaft, die meisten Teilnehmer waren Frauen“ (Anne Saring 6.15: 20-42). „Es war dann schöner, dass ich auch mal andere Themen anschneiden konnte. Ja, und das habe ich dann sehr genossen. Meinem Mann hat das auch Spaß gemacht, dass ich was zu erzählen hatte. Und er hat das auch sehr angenommen. Also, er ist mit mir mitgegangen und hat sich wohl gefreut darüber“ (Anne Saring 6.16: 21-35).

Anne Saring genießt es, neue Themen aus der Universität mit nach Hause zu bringen und mit ihrem Mann zu diskutieren: Auch wenn er vorschnell, überheblich und abwertend das Studienangebot als „Weiberwirtschaft“ bezeichnet, um es zu deklassieren, beeindruckt ihn die neuen Themen und Gedanken doch. Er lässt sich auf Diskussionen ein und freut sich über das neu erworbene Wissen seiner Frau, was zu einer verbesserten gleichgewichtigeren Partnerbeziehung beitragen dürfte.

7.3.4 Auswirkungen auf die Partnerschaftsbeziehungen im Vergleich

Die Veränderung des vor den ‚Frauenstudien‘ bestehenden Partnerschaftsverhältnisses ist bei allen befragten Frauen erkennbar, zwar in unterschiedlichen Abstufungen aber doch in deutlichen Ausprägungen. Die Aufarbeitung der Differenzenerfahrungen und die feministischen Lerninhalte bieten den befragten Frauen in der ‚empty-nest‘-Phase eine ausreichende Basis, um die Partnerschaftsbeziehung neu auszuhandeln. Von den Frauen wird ein egalitäres Geschlechterverhältnis angestrebt. Das Modell von ‚Partnerschaft‘ (Leupold

1983) ist hierbei leitend, das gleiche Rechte und Pflichten innerhalb der Familie und die Akzeptanz von eigenen Außenbeziehungen für beide Partner fordert.

Dagegen entsteht bei den befragten Frauen aus dem für nachberufliche Tätigkeiten qualifizierende Studiengang der Eindruck, dass sich in den Partnerschaftsbeziehungen durch den Studiengang kaum etwas verändert hat, obwohl ein deutliches Unbehagen an der Partnerschaftsbeziehung geäußert wird. Es fällt auf, dass eine diskursive Aufarbeitung der Partnerbeziehung bei den befragten Frauen aus dem qualifizierenden Studiengang nicht stattfindet. Nach der befristeten Studienzeit fallen sie in ihre alten Rollen und Zuweisungen zurück. Es bleibt weitgehend bei einem hierarchischen Geschlechterverhältnis, in dem der Ehemann als Ernährer die führende Rolle übernimmt. Doch ist auch bei diesen befragten Frauen der Wunsch nach Außenbeziehungen, nach gesellschaftlicher Integration stark ausgeprägt, da ihr Bedürfnis nach Herausforderungen, Anerkennung, sozialen Kontakten über die Familie nicht ausreichend befriedigt werden kann.

Der Systematik, den empirischen Kapiteln eine Zusammenfassung folgen zu lassen, wird in diesem Kapitel nicht gefolgt, weil im nachfolgenden abschließenden Kapitel eine ausführliche Darstellung und Diskussion der Ergebnisse aus diesem Kapitel stattfindet.